Bibliothek

ausländiſcher Klaſſiker

in

deutſcher Uebertragung.

Italieniſche Literatur.

Leopardi's Gedichte.

Hildburghauſen.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.

1866.

Gedichte

von

Giacomo Leopardi.

Verdeutscht

in den Versmaßen des Originals

von

Robert Hamerling.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1866

Vorwort.

Es wird dem deutschen Publikum hier die erste vollständige Uebertragung der Gedichte Giacomo Leopardi's geboten, eines Dichters, den man als den größten Lyriker der Italiener nach Petrarca betrachten darf, der aber groß war in dem Sinne, wie es Dante und Michel Angelo waren: wie diese Beiden schien er geboren, um zu beweisen, daß dem Mutterlande des Schönen auch das Große, das Kühne und Gewaltige nicht versagt blieb. Gewissenhaft und genau hat der Uebersetzer in den eigentlichen Canzonen die ungemein capriziösen Reimverschlingungen des Originals im Deutschen nachgebildet. In denjenigen Gedichten, in welchen der große, wir möchten sagen hellenische Geist Leopardi's die Grenzen seines Idioms und seiner heimischen Dichtweise sprengen zu wollen schien, und, müde des wohlgeordneten, strophisch-wiederkehrenden Reimgeklingels, in freieren Rhythmen sich erging, den Reim nur aufnehmend, wo er sich eben darbot, behandelte natürlich auch der Uebersetzer den letzteren mit größerer Willkür.

Die Schuld der Uebertragung kann es nicht sein, wenn die Versmaße des Originals dem deutschen Leser nicht sogleich vertraut und gefällig ins Ohr klingen, eben so wenig als sie es zu verantworten hat, wenn im deutschen Gewande jene Ironielosigkeit der Weltanschauung noch schärfer hervortritt, die den Grundton der Leopardischen Gesänge bildet, und die neben der Rücksicht, die man einer großartigen Denkart und einer eisernen Consequenz nicht versagen kann, doch vornehmlich der Adel des Ausdrucks und der bestechende Reiz des italienischen Idioms erträglich macht. Der Weltschmerz ist in der italienischen Literatur eine seltene Erscheinung, wo er aber hervortritt, nimmt er die Gestalt einer nackten und kühl-sarkastischen Verzweiflung an, während der deutsche Skeptiker bei aller Kühnheit des Denkens auch in der Nacht des Zweifels, im Groll mit Gott, wenigstens auf Augenblicke sich jener idealen Herzensregungen nicht entschlagen kann, die einen Zug des germanischen Wesens bilden. Man denke an Heine, an Renan.

Aber vielleicht ist der Pessimismus Leopardi's dem deutschen Geiste und Wesen näher gerückt, seit der Philosoph Arthur Schopenhauer ein Mann der Mode geworden. Zum mindesten wird das deutsche Publikum aus dieser Uebertragung Leopardi's erfahren, daß der Pessimismus älter ist als die Schopenhauer'sche Philosophie. Schopenhauer hat in dieser Beziehung nur fast wörtlich wiederholt, was Leopardi in allen seinen Gesängen aussprach, und er selbst bemerkt in seinem Aufsatze über die Nichtigkeit des Lebens ausdrücklich über Leopardi Folgendes: „Keiner hat diesen Gegenstand so gründlich und erschöpfend behandelt als Leopardi. Er ist von demselben ganz erfüllt und durchdrungen; überall ist der Spott und Jammer der Existenz sein Thema; auf jeder Seite seiner Werke stellt er ihn dar, jedoch in einer solchen Mannigfaltigkeit von Formen und Wendungen, daß er niemals Ueberdruß erweckt, vielmehr durchweg unterhaltend und anregend wirkt." —

Ueber die Lebensverhältnisse des Dichters wollen wir in Folgendem einem vertrauten Freunde des Dichters, Antonio Ranieri, das Wort lassen.

Der Graf Giacomo Leopardi wurde am 29. Juni 1798 zu Recanati, einer Stadt der Mark Ancona, geboren. Nur bis zum vierzehnten Jahre genoß er Unterricht, später hatte er keinen Lehrmeister als die umfassende Bibliothek seiner Väter. Er eignete sich von selbst die Kenntniß nicht blos des Französischen, Spanischen und Englischen, sondern auch die des Griechischen und des Hebräischen an, in welch letzterem er es so weit brachte, daß er darin mit einigen gelehrten Hebräern aus Ancona disputiren konnte.

Zwei Elemente, die fast unvereinbar scheinen, bilden das Genie: reiche schöpferische Phantasie und hohe Verstandeskraft. In der Seltenheit der Vereinigung dieser beiden Elemente und in der Häufigkeit ihres gesonderten Bestehens liegt die Ursache der Seltenheit wahrhaft großer, und der Häufigkeit mittelmäßiger Talente. Bei Leopardi, in welchem jene Verbindung in hohem Maße lebendig war, gesellte zu den beiden Elementen sich ein drittes: die Krankheit, der Schmerz, dieser unerklärbarste Theil des Mysteriums der Schöpfung. Die Frage nach der Lösung dieses Räthsels ist der herrschende Gedanke seiner Schriften. In ihm vereinigte sich, wie kaum jemals in einem andern Menschen, das höchste der Güter, gewaltige Geisteskraft, mit dem empfindlichsten aller Uebel, dem Schmerze. Er bediente sich des ersteren, um dem letzteren Ausdruck zu geben. Er sang, so zu sagen, die Hölle mit den Melodien des Paradieses.

Leopardi begann seine tiefen Studien mit der griechischen Welt. Bis zu einem unglaublichen Grade hatte er in sich die Vertrautheit mit Sprache und Literatur der göttlichen Hellenen ausgebildet. Er gestand sogar, daß sein Denken sich ihm in griechischem Ausdruck lebendiger und klarer gestalte, als in lateinischen und selbst im italienischen. Von seinem zwölften bis zum sechsundzwanzigsten Jahre sammelte er einen Schatz griechisch-lateinischer Gelehrsamkeit. Ein Beleg dafür ist sein Versuch über den Volksaberglauben der Alten (Saggio sopra gli errori popolari degli antichi). Ueberdieß brachte er eine große Menge von kritischen Noten, Uebersetzungen und Commentaren aller Art zu Papier über viele alte Autoren, wie über Plato, Dionysius von Halicarnaß, Arrian, Demetrius Phalereus, Theon den Sophisten und Andere. Ganz besonders erstaunlich aber ist seine Sammlung von Fragmenten aus 16 Kirchenvätern. Diese und viele andere nicht minder wichtige philologische Manuscripte vertraute er im Jahr 1830 zu Florenz dem deutschen Philologen Ludwig von Sinner, gegenwärtig Professor in Paris, der davon nur einige kleine, aber gewissenhaft redigirte Proben veröffentlicht hat (Excerpta ex schedis criticis Jacobi Leopardi, comitis. Bonnae 1834).

Im Alter von vierzehn Jahren wurde er schon als ein Phänomen außerordentlicher Gelehrsamkeit von heimischen Philologen anerkannt, und später wurde dieß Urtheil von auswärtigen, namentlich deutschen Gelehrten bestätigt. Niebuhr verkündete in der Vorrede zu den Gesängen des Flavius Merobaudes den jungen italienischen Philologen der deutschen Gelehrtenwelt als ein hervorragendes Licht; von Waltz wird er als vir in his litteris inter Italos facile princeps bezeichnet, und der gelehrte Theologe Thilo in Halle widmete ihm seine vortreffliche Ausgabe der Hymnen des Synesius. Auch Voltz, Creuzer, Boissonade und Andere nahmen von Leopardi auszeichnende Kenntniß.

Leopardi schrieb in griechischer, lateinischer und alt-italienischer Sprache so gewandt, daß seine Versuche in diesen Sprachen von Gelehrten für alte Texte genommen wurden. Aber die echte und spontane Form, in welcher dieser hervorragende Geist sich aussprach, blieb doch seine Muttersprache. In dieser löste er das Problem, Alles in schlichter Reinheit und doch ergreifend auszudrücken, und zeigte, daß der wahrhaft große Schriftsteller Beherrscher und nicht Unterthan der Sprache ist. Niemals kann ein Idiom den Zwecken eines Dichters sich williger gefügt haben, als das italienische sich diesem Unvergleichlichen fügte. Kräftig und kühn in den ersten Regungen des Unmuths, die der Schmerz, den

es im eigenen Leben wie im Leben des Universums herrschend fand, in ihm erweckte, trotzig und furchtbar in der Verzweiflung, der er sich später überließ, nachdrucksvoll bei außerordentlicher Einfachheit im Hinbrüten einer lebensmüden Resignation, die ihm zuletzt überkam, versinnlichte seine Ausdrucksweise in gleicher Zeit die Mannigfaltigkeit, die Einheit und die Vollendung des universellen Lebens selbst, sagte Alles in allen Arten, in welchen es gesagt werden konnte.

Außerdem bestand der Zauber seines poetischen und seines prosaischen Stils in der treffenden Wahl des Ausdrucks und in der Wortanordnung. Er entlehnte das Kunstmäßige des Stils vom sechzehnten, die Einfachheit vom vierzehnten Jahrhundert, die Eigenthümlichkeit des Kolorits aber zunächst von den Griechen, dann von seinem Jahrhundert und von der eigenen Individualität, die ja am Ende bei jedem Schriftsteller das Maßgebende bleibt. Pflegte er doch trotz der großartigen Studien, die er gemacht, zu sagen, daß der Schriftsteller, wenn er die Feder ergreift, alle Bücher und alle Wissenschaft der Welt vergessen und einzig darauf bedacht sein muß, einen reinen und gewissen Ausdruck seines Denkens zu geben.

Er hielt eine treffliche Prosa für weit schwieriger als poetische Verse; die Poesie, pflegte er zu sagen, gleiche einer prächtig geschmückten, die Prosa aber einer unverhüllten Frauengestalt. Und da er sich wohl bewußt war, daß er mit der Feder in der Hand Alles vermochte, so schien er mit den sprödesten Schwierigkeiten der italienischen Prosa gleichsam nur sein Spiel zu treiben.

Doch es ist Zeit, daß wir von der geistigen Wesenheit unseres Dichters zu den Verhältnissen seines äußern Lebens übergehen. Geboren auf der Spitze eines Berges — am Bergspitzen versetzte das alte Picenum am liebsten seine Städte — als Glied einer Familie, in welcher edle Sitte und Religiosität herrschend war, bildete die väterliche und brüderliche Zärtlichkeit, der Himmel, die Gestirne, der aus den Fluten sich erhebende Mond und die hinter die fernen Joche des Apennins hinabsinkende Sonne seine ersten Eindrücke, seine ersten Entzückungen. Er bereitete sich auf das Leben vor wie auf einen Festtag; das erste Erwachen seines Gefühls segnete dankbar die Natur und die Menschheit, die ihm so schmeichelnd entgegenkamen. Später aber, als sein verzücktes Alter und die übergreifende Hoheit seines Geistes mehr von der Größe der Mitbürger als von dem Wohlwollen der Verwandten heischte, und das unheilbare Uebel, das ihm zuletzt den Tod brachte ihm Mark und Gebein so tief durchdrungen hatte, daß der Schnee des

Gebirges ihm nicht länger erträglich war, da er, in der Bitterkeit seiner Schmerzen, nannte er sich verrathen von denselben Menschen und von derselben Natur, die er gesegnet hatte, verachtete jene und verwünschte die letztere, und obgleich ihm der Gedanke des Abschieds von seinen lieben Thränen in die Augen trieb, blieb es doch sein beständigstes Verlangen, seine Heimat zu verlassen und anderswo zu leben.

Von so lebhaftem Drange getrieben, kam er im November des Jahres 1822 nach Rom, wo er sich in die Codices der Barberianischen Bibliothek vertiefte. Der vierundzwanzigjährige Philologe sah sich hier aufgesucht und geschmeichelt von den bedeutendsten ausländischen Gelehrten, die sich damals in der ewigen Stadt aufhielten. Der berühmte Niebuhr verkündete der Welt, wie schon erwähnt, die künftige Größe seines jungen Freundes, und im Namen des gelehrten Deutschlands, das er in so würdiger Weise vertrat, bot er demselben vergebens in Preußen an, was das unglückselige Italien ihm nicht vergebens angeboten hätte, aber niemals anbot — einen Lehrstuhl der griechischen Philosophie. Später, einsam umherirrend, verkehrte er mit den schweigenden Ruinen, betrauerte die hingeschwundene Größe. Im Mai des Jahres 1823 zog er sich düster und schweigsam wieder in die Einsamkeit seiner Heimatstätte zurück.

Zwei Jahre lang lebte er nun wieder, während die unerbittliche Natur den tödtlichen Keim in ihm unaufhaltsam weiter entwickelte, seiner schmerzlichen Sehnsucht, seinen vergeblichen Hoffnungen, und er dünkte sich wie den Klauen des Todes entronnen, als er im Juni 1825 einem Ruf des Buchhändlers Stella nach Mailand folgen konnte, der ihm Aussichten eröffnete, die Schätze seiner Gelehrsamkeit zu verwerthen. Die Vorbereitung und der Beginn einer ungewöhnlich strengen Winterkälte trieben ihn aber von dort nach Bologna. Hier wurde ihm der Trost einer gastfreundlichen Aufnahme, eines regen und herzlichen Verkehrs zu Theil, und angenehm beschäftigte ihn zugleich die Drucklegung seiner Poesien, die daselbst, sowie seiner prosaischen Versuche, die in Mailand herausgegeben wurden. Einen kurzen Ausflug nach Ravenna abgerechnet, verweilte er zu Bologna bis zum November des Jahres 1826, worauf er wieder nach Recanati zurückkehrte.

Aber jener unerfaßbare, fast übermenschliche Schmerz, der Anfang und Ende von Leopardi's ganzem Wesen war, ließ ihn niemals unter den Annehmlichkeiten des Familienlebens zur Ruhe kommen. Aus dem Abgrunde dieses Schmerzes heraus schmachtete er, dem Instinkte folgend, welcher der menschlichen Gattung eingeboren ist, nach eben demselben

Glücke, seiner Eitelkeit und Nichtigkeit er selbst in Wort und Schrift immer verkündigte. Und immer dem vor ihm herflüchtenden Wahngebilde nachtrachtend, verließ er neuerdings das Nest, wohin er, an jenem Glücke verzweifelnd, sich zurückgezogen hatte. Im April 1817 begab er sich wieder nach Bologna und zwei Monate später nach Florenz.

Dort eröffnete sich seinen Augen ein neuer Horizont, ein Schauplatz, der nicht römisch, nicht lombardisch, sondern noch höher und reizender war und dabei doch immer einen echt italienischen Charakter an sich hatte. Die Gluten der Blumenstadt, die melodische Mundart, die unbeschreibliche Anmuth der Frauen, die Milde der Staatsregierung, die schlanken, überlichen Curven der florentinischen Architektur, ein gewisses einschmeichelndes und traulisches Wesen, dann wieder eine gewisse attische Feinheit und Grazie, die er bisher nur als ein Ideal geträumt, — das Alles wiegte sein Gemüth in einen angenehmen Traum, so daß er ein halbes Jahr lang seiner Bedrängnisse vergaß und von neuem an menschliche Glückseligkeit zu glauben anfing. Und als er im November Pisa besuchte, vereinigten auch hier sich die friedliche Stille des Ortes, die anmuthig erheiterte Einsamkeit, die warme, fast orientalische Sonne des Winters und des darauffolgenden Frühlings, ihm einen frischen Hauch der Jugend einzuflößen. Im Juni des nächsten Jahres kehrte er nach Florenz zurück, und, noch lebhafter als Athen beklagend, daß nicht die ganze Welt ein Toscana sei, suchte er, getrieben von der Melancholie des Spätherbstes, seine Heimat Recanati wieder auf.

Hier in dem furchtbar strengen Winter von 1817 [illegible] fühlte er zum letzten Male die Seufzer auf seinen Lippen und die Thränen in seinen Augen in Eis verwandelt. Er sang sich in den „Erinnerungen" einen Grabgesang, ließ aber denselben im nächsten Frühling doch noch ein „Wiedererwachen" folgen. Und nachdem er nun letztmal seine teuren Eltern, seine Brüder Charlotte seinen Karle, der ihm mehr als Bruder, der ihm Freund war, und seine wahrhaft engelgleiche Schwester Paolina ans Herz gedrückt, riß er sich mit Schmerzen von ihnen los — er sollte sie niemals wiedersehen.

Er reiste wieder über Bologna nach Florenz, in der Absicht, sich dort auf unbestimmte Zeit niederzulassen. Es fand sich damals in jener antiken Stadt, theils durch eigene Wahl, theils durch Verkettungen des Schicksals vereinigt, manch vortrefflichen und geistig hoch begabten Männern zu jener Zeit das unglückselige Italien sein mannigfaltiges Leben für den edlen Fremdenverkehr [illegible] sich an die ein-

heimischen Größen: G. B. Niccolini, Gino Capponi und Giuliano Frullari. Leopardi sah sich bald mit jenen Fremden wie mit diesen Einheimischen durch die Bande der wärmsten Freundschaft fest verknüpft; den „toscanischen Freunden" sind seine Gesänge wie seine prosaischen Schriften in der schönen Ausgabe gewidmet, die er eben davon veranstaltete.

Aber weder die Freundschaft, noch der Frühling oder der Sommer, noch die Reize Toscana's vermochten die stiefmütterliche Feindseligkeit der Natur zu besänftigen, die ohne Mitleid in der Zerstörung des zartesten und empfindlichsten ihrer Geschöpfe fortfuhr. Leopardi's Uebel war unbestimmbar; an den tiefinnersten Wurzeln seines Daseins haftend, blieb es ein Räthsel wie das Dasein selbst. Die Knochen erweichten und zersetzten sich mit jedem Tage mehr und versagten dem hinsiechenden Fleische, das sie bedeckte, ihre von Anbeginn nur schwache Stütze. Das Fleisch selbst magerte ab, denn die Thätigkeit der Ernährungsorgane war nicht kräftig genug. Die Lungen, in einen allzu engen Raum gezwängt und zum Theil auch nicht völlig gesund, erweiterten sich nur mit Mühe. Mühsam auch entledigte sich das Herz der Lymphe; so war die Wiederaufsaugung matt und verursachte Beschwerden. Das Blut, das bei der mühsamen Athemholung sich nur unvollkommen erneuerte, schlich langsam, kühl und farblos durch die Adern. Mit einem Worte, der ganze geheimnißvolle Kreislauf des Lebens, der sich so mühselig bewegte, schien von einer Stunde zur andern für immer stille stehen zu wollen. Vielleicht hatte die Gehirnmasse dieses Hauptes, der Ausgangs- und Endpunkt des Kreislaufs, alle Lebenskräfte mit allzu verwiegender Gewalt an sich gezogen und aufgefangt, um für sich allein und in kurzer Zeit das zu verbrauchen, was für lange Zeit und für das Ganze hätte genügen sollen. Wie dem auch sein mag, Leopardi's Leben war schon nicht mehr, wie bei allen Menschen, ein Gang, sondern ein Lauf, ein Sturz gegen das Grab hin.

Umhergeschleudert auf einem großen Meere körperlichen und geistigen Leidens während des ganzen Winters von 1830—31, klammerte sich seine Hoffnung an den ersehnten Frühling, und er schien in der That für einige Momente wieder aufzuleben. Aber der folgende Sommer verschlimmerte sein Befinden so sehr, daß seine Freunde dem Herbste und mehr noch dem Winter mit Schreck entgegensahen. Auf ihren Rath begab er sich im Oktober nach Rom, um dort die beiden gefürchteten Jahreszeiten hinzubringen. Eine Zeitlang noch vermißte er ungern hier die toscanische Grazie und Feinheit, aber bald wieder etwas in jener

Luft gekräftigt, erneute er seine alten Wanderungen durch die ewigen Denkmäler und versicherte lächelnd eines Tages, er habe mit Rom sich ausgesöhnt. Er fühlte sich diesmal nicht, wie früher, zu grollen oder zu weinen gestimmt; die Zeit des Grollens und des Weinens war für ihn vorüber; er hatte nur noch ein bitteres Lächeln für das traurige Ende alles Großen, für die Würmer der Verwesung in den edelsten Leichen.

Nur wer niemals einen Frühling in Toscana miterlebt, könnte sich darüber verwundern, daß Leopardi beim Anblick der ersten Blümchen, die er zwischen den Ruinen der alten Weltstadt sprießen sah, sich wieder unwiderstehlich nach Florenz gezogen fühlte, wo er in der That gegen den April hin eintraf.

Hier brachte er, so lange die Keime des Lebens und der Gesundheit, die der Süden in ihm geweckt hatte, gediehen, den Frühling und den Sommer in leidlichem Wohlsein hin. Es geschah zu dieser Zeit, daß er, von den römischen Lüften berauscht und begeistert, zum letztenmal der Sehnsucht nach dem Glücke sein Herz erschloß, aus welcher er dann, als der Herbst und der Winter jene Keime des besseren Wohlseins in ihm erstickt hatten, nur um so tiefer in die grausame Wirklichkeit seines unheilbaren Siechthums zurücksank.

Wenn Rom soviel vermocht hatte, was sollte nicht erst Neapel vermögen? Dies war der Gedanke, der Leopardi's Aerzten und Freunden, beim Fehlschlagen alles anderen menschlichen Bemühens, als Trost noch vorschwebte. Er selbst folgte, wie immer, dem Rathe der Seinen willig, und nachdem er wie durch ein Wunder der Strenge des Winters zwar widerstanden, aber doch im darauffolgenden Frühling und Sommer sich überzeugt hatte, daß die wärmere Jahreszeit seine Uebel nicht mehr linderte, reiste er zu Anfang des September 1833 in fieberhaftem Zustande von Florenz ab, entledigte sich, in kleinen Tagreisen seinen Weg über Perugia nehmend, des Fiebers und gelangte, leidlich erleichtert, nach Rom, von wo aus er im Oktober nach Neapel abging.

Er fühlte hier sofort von der Milde des Klimas und von der Heiterkeit des Lebens, das ihn umgab, einen unglaublich wohlthätigen Einfluß. Gewöhnlich hatte er seinen Wohnsitz auf der vor der Stadt gelegenen Anhöhe von Capodimonte, zog sich aber im Mai wie im Oktober in ein Häuschen auf dem Abhange des Vesuv zurück. In seltsamer Abwechselung bald von den Symptomen der Schwindsucht, bald von denen der Wassersucht bedroht, suchte er sich in gleicher Abwechselung Schutz gegen die eine bei der dünnen Bergluft des Vesuv, gegen

die andere bei den milden Lüften von Capodimonte. Er machte Spaziergänge durch die Toledostraße oder am Meeresufer, besuchte häufig die Mergellina, den Pausilipp, Pozzuoli oder Cumä, stieg vom Capodimonte aus in die Katakomben und vom Vesuv aus nach Pompeji und Herculanum hinab und unterhielt sich mit den todten Alten, die er in Rom auf ihren Foren und unter ihren Triumphbogen angerebet, hier gewissermaßen in der vertraulichen Zurückgezogenheit ihrer Behausungen.

Die Neuheit und ausgezeichnete Gesundheit des Klimas, die sympathische Gesellschaft einiger Landsleute, der wechselnde Besuch gelehrter Fremden, die sich eben dort aufhielten, und eine neue, frischere und freiere Weise, zu leben, zu welcher Leopardi jetzt sich entschloß, fristeten ihm noch vier Jahre lang das Leben. Er gewann in wunderbarer Weise den geordneten Gang mancher Lebensverrichtungen, die bei ihm seit der frühesten Jugend in Unordnung gewesen waren, und fing nun an, sich selbst ein langes Leben zu prophezeien. Die bösartige Thätigkeit seiner Leibesübel schien ihm, wenn nicht ganz bewältigt, doch eingeschläfert, und gerade diese Hoffnung hätte ihn vielleicht noch länger lebend erhalten, wenn er nicht in hartnäckiger Weise sich eingebildet hätte, daß die Choleraseuche, die sich damals im ganzen Abendlande verbreitete, dazu bestimmt sei, seine krankhaften Zustände wieder zu erwecken und zu verschlimmern.

Es war im August 1836, als er, bei der ersten und noch fernen Ankündigung der Epidemie, sich in sein Häuschen auf dem Lande zurückzog, von wo er erst im Februar 1837 nach Capodimonte zurückkehrte. Hier vermehrten sich die Symptome der Wassersucht, sowie sich in seiner Landwohnung die der Schwindsucht vermehrt hatten. Auch erneuerte die Seuche, die im Winter verschwunden, im Frühling aber mit vermehrter Heftigkeit ausgebrochen war, in der Phantasie des Kranken das Schreckbild einer unbekannten und gräßlichen Todesart, ihm unglücklicher Weise schon eingeflößt von dem berühmten deutschen Dichter Platen, den dieselbe Angst in Siracus (lange bevor die Krankheit selbst dahin kam) getödtet hatte. Alle Abmahnungen waren vergeblich. Am 14. Juni, um die fünfte Stunde Nachmittags, während eine Kutsche ihn erwartete, um ihn nach seinem Landhause zurückzubringen, und er noch Pläne zu künftigen ländlichen Ausflügen entwarf, füllten plötzlich die Wasser, die schon lange die Wege des Herzens besetzt hatten, den Herzbeutel und erstickten das Leben an seinem innersten Urquell. In den Armen eines treuliebenden Freundes verhauchte der Dichter lächelnd die edle Seele.

Seine irdiſchen Reſte ſind in dem Kirchlein von San Vitale auf dem Wege nach Pozzuoli beſtattet, in deren Veſtibul ein Denkſtein ſein Andenken bewahrt.

Leopardi war von mittlerer Statur, gebeugt und ſchwächlich, blaß von Farbe. Sein Haupt war groß, ſeine Stirn breit und hoch, ſein Auge blau und ſchmachtend, ſeine Naſe gebogen und ſpitz. Die Züge ſeines Geſichts waren ſehr zart, ſeine Sprechweiſe beſcheiden und ſein Organ etwas heiſer; ſein Lächeln beſaß einen eigenthümlichen milden Zauber.

R. H.

Leopardi's Gedichte.

I.

Auf Italien.

Mein Vaterland! die Mauern und die Bogen,
Die Säulen und die Bilder und die Thürme
Seh' ich aus Vätertagen —
Doch nichts vom Ruhm der Väter,
Vom Waffenglanze nichts, mit dem sie zogen
Voll Siegsbegier ins Feld der Schlachtenstürme!
Ich seh' dich Brust und Stirne wehrlos tragen,
Italia! Weh der Wunden,
Des Bluts, der Blässe! So muß ich dich schauen,
Du wunderholdes Weib? Himmel und Erde
Frag' ich zu allen Stunden:
Wer brachte sie so weit? Und größres Grauen
Erweckt, daß ihre Arme
Gefesselt, daß einsam auf nackter Erde
Sie kauert, schleierlos, mit wirren Haaren,
Das Haupt in tiefem Harme
Gesunken bis ans Knie, das Aug' voll Thränen!
O weine! Grund wohl hast du — einst zu schlagen
Gewohnt die Völkerschaaren,
Italia, in Glücks- und Unglückstagen!

Und wenn dein Augenpaar in vollen Bächen
Die Thränenflut ergösse,
Nie könnten deiner Schande sie genügen!
Magd bist du — strahlend einst im Kronenschimmer!
Wer könnte von dir sprechen,

Der nicht, gedenkend deiner alten Größe,
Ausruft: Einſt war ſie groß, nun iſt ſie's nimmer!
Warum? warum? wo iſt ſie hingeſchwunden,
Die alte Kraft, der alte Muth? wer raubte
Vom Gürtel dir die Wehre?
Wars Liſt, war es Verrath, was dir entwunden
Den Herrſchermantel? Wars Gewalt? Vom Haupte
Wer riß dir freventlich die goldnen Binden?
Wie biſt du, wann, du Hehre,
Von ſolcher Höh' ſo tief herab geſunken?
Iſt denn der Deinen Keiner mehr zu finden,
Der dich vertheidigt? Waffen! Gebt mir Waffen!
Will kämpfen, ſtreiten, fallen, ich, der Eine!
Nur wecke ſprühend, wie mit Feuerfunken,
Mein Blutſtrom die italiſche Gemeine!

Wo weilen ſie, die Kinder deines Hauſes?
Streitrufe hör' ich, Trommelſchall, Geſchmetter
Der Schlachttrompeten! Fremde Fluren raffen
Dahin dir deine Söhne!
Horch auf, Italia! Es tobt ein grauſes
Gewog von Roß und Mann im Kampfeswetter,
Und Rauch und Staub durchblinkt der Glanz der Waffen,
Wie im Gewölk, dem grauen,
Der Blitzſtrahl blinkt! Dich tröſtet's nicht? Es wendet
Dein Aug' ſich, will das Ende nicht erblicken?
Wofür auf jenen Auen,
Italiſche Jugend, kämpfſt du? Weh, geſendet
Biſt du, in fremdem Dienſt, für fremde Länder
Das heilige Italerſchwert zu zücken!
Unſelig, welcher nicht am eignen Herde,
Für Weib und theure Pfänder,
Nein, fremden Volkes Feinden
Erliegt, und nicht ausrufen darf, die Glieder
Hinſtreckend: O geliebte Heimaterde,
Du gabſt das Leben mir, dir geb' ichs wieder!

Wie glückgesegnet preis't dich der Erzähler,
O Vorzeit, wo noch heiter
Zum Tod fürs Vaterland die Völker eilten!
Und euren Ruhm wird stets die Welt bewahren,
Thessalische Schattenthäler,
Wo kühn bestanden wen'ge Griechenstreiter
Das Schicksal selbst sammt allen Perserschaaren!
Mich dünkt, ich hör' von jenen Ruhmestagen
Noch Kraut und Fels und Welle flüsternd melden
Dem Wandrer an den Borden
Des Stroms, wie da so hochgeschichtet lagen
Die Leichen jener Helden,
Für Griechenland geweiht dem Schlachtengotte!
Da, feig, mit seinen Herden
Floh übers Meer der König, der besiegte,
Der für die spät'sten Enkel ward zum Spotte!
Und sieh, Anthelas Höhn bestieg, wo sterbend
Dem Tode sich die heil'ge Schaar entzogen,
Simonides, und blickte
Hin über Länder, über Meereswogen!

Tiefathmend greift, mit Thränen auf den Wangen,
Und wankend in dem Drang der Herzbewegung
Der Sänger in die Saiten:
Heil euch, ihr großen Todten,
Die sich in Feindeslanzen ohne Bangen
Gestürzt fürs Vaterland, in heißer Regung,
Bewundert und verehrt zu allen Zeiten!
In bittre Todeswunden
Was riß euch hin, ihr jugendlichen Streiter?
Wie trotztet ihr dem düstern Schicksalstage?
Die letzte eurer Stunden,
Schien euch so lockend sie, daß lächelnd heiter
Ihr stürmtet in den Pfad, den blutig rauhen?
Als wie zum Festgelage
Gingt ihr, und wie zu heitrem Tanz geladen:

Und doch zu Hades' Grauen
Stiegt ihr hinab, zur finstern Todeswelle:
Nicht Kind, nicht Gattin, nicht die Braut, die süße,
Stand euch zur Seit', als an des Stroms Gestaden
Ihr sanket ohne Thränen, ohne Küsse!

Doch ohne Angstgestöhne
Der Perser nicht, und todesbangend Wanken!
Gleichwie der Löw' in einer Heerde Rinder
Bald dem beispringt den Nacken,
Und knirschend ihm ins Rückgrat setzt die Zähne,
Und dem die Weichen packt, und dem die Flanken —
In persischen Geschwadern, sieh, nicht minder
Ras't der Hellenen Zorn, der muthbeseelten!
Sieh, Ross' und Reiter hingestreckt als Leichen!
Sieh da die Flucht, die wilde,
Gestaut von Karren, umgestürzten Zelten,
Und mit den Ersten weichen
Sieh blaß und wirr ihn selber, den Tyrannen!
Doch nun im Kampfgefilde
Sieh, triefend vom Barbarenblut, die Griechen,
Erregend unermeßnes Weh den Mannen,
Zuletzt ermattend unter ihren Wunden
Auf Bruderleichen sinken, glutbeseelet!
Preis euch, ihr Helden, ruhmvoll so erblichen,
Ihr lebt, so lang nicht Zung' und Griffel fehlet!

Es werden eher, stürzend, in den Gründen
Des Meers verlöschen mit Gezisch die Sterne,
Als daß für euch auf dieses Landes Fluren
Lieb' und Gedächtniß schwinden!
Eur Grab ist ein Altar. Die Mütter künden
Den Kleinen es in spät'ster Zeitenferne,
Und zeigen eures Blutes heil'ge Spuren.
Ich werfe mich zur Erde,
Den Staub, die Scholle frommen Drangs zu küssen,

Die ruhmverklärt für immer
Von Pol zu Pol wie heut gefeiert werde!
Wär' ich auch hier gebettet — wär' von Füſſen
Auch meines Bluts dieß heil'ge Land geröthet!
Doch, weigert es das Schickſal, darf ich nimmer
Für Hellas den Tribut des Lebens zollen,
Im wilden Streit getödtet:
So mag doch eures Sängers
Gedächtniß, von den Menſchen hoch geehret,
Wenn es die Götter wollen,
So lang auch währen, als der eure währet!

II.

Auf Dante's Monument, das man in Florenz zu errichten gedachte.

Nie wird, — daß unter ſeine weißen Schwingen
Der Frieden endlich unſer Volk vereine, —
Ital'ſcher Geiſt den Banden
Des Schlummers, der ihn decket, ſich entringen,
Tritt nicht der großen Alten
Beiſpiel vor uns in neu verklärtem Scheine!
Den Todten Ehre ſpenden,
Italia, mußt du nun; denn nicht mehr ragen
In deinem Land ſo herrliche Geſtalten,
Und Keiner lebt, dem Preis du dürfteſt zollen.
Rückwärts, mein Volk, mußt du die Blicke wenden,
Nach den Unſterblichen aus alten Tagen,
Um dann zu weinen und dir ſelbſt zu grollen:
Denn ohne Zorn iſt unfruchtbar das Grämen!
Ja, rückwärts blicke ſchamvoll, und nicht minder,
Um ganz dich zu beſchämen,
Gedenke deiner ſpäten Enkelkinder!

An Sprache, Sinnesart, Geſtalt verſchieden
Durchwandelte der fremde Gaſt die Lande
Toscana's, aufzufinden
Das Grab des Manns, durch den des Mäoniden
Geſang nicht einzig mehr die Welt entzücket!
Da hört' er, — o der Schande! —
Daß ſeit des hohen Sängers Todestage
Der Staub ſogar, der kalte, liegt noch immer,
Und das Gebein, auf fremden Strand entrücket;
Geſchweige, daß ein Denkmal ſich erhebe,
Florenz, in deinen Mauern, für den Großen,
Durch den dein Ruhm erliſcht auf Erden nimmer!
Dank euch, ihr Männer, deren edel Streben
Erglübt, daß ſolche Schmach hinweg ſie waſche!
Schön iſt eur Werk und macht euch ewig theuer
Der Herzen jedem, drin nicht ganz in Aſche
Noch ſank fürs Vaterland das heil'ge Feuer!

Ja, Liebe für Italia ſporn' euch — Liebe
Für ſie, die Schmerz und Gram ſo ſchwer umnachten,
Für die nicht länger ſchlagen
Die Herzen lieberoll, weil uns ſo trübe
Nach heitrer Zeit der Himmel will beſcheren!
Beſeure denn, vollende euer Trachten
Mitleid mit ihr, o Söhne,
Und Schmerz und Zorn ob jenes Leids tiefinnen,
Das Wang' und Schleier ſtets ihr netzt mit Zähren!
Doch euch, mit welchem Wort ſoll euch ich ſingen,
Des Werkes Bildner, die die Nachwelt kröne
Nicht bloß für Sorg' und weiſen Raths Erſinnen,
Nein, für der Hände Schöpfung, für das Ringen
Des Genius, bewährt im Kunſtgebilde?
Mit welchen Klängen feir' ich euch, daß trunken
Entbrennen auf Italias Gefilde
Die Herzen all durch meines Liedes Funken?

Begeistern wird euch eure große Sache,
Und tief den Sporn euch in die Seele drücken!
Ha, eures Flammeneifers wilde Wogen,
So hochgeschwellt — sie schildert keine Sprache!
Wer mag die Spannung eurer Züge malen,
Die Glut in euren Blicken?
Welch Menschenwort weiß Himmlisches zu sagen?
Fern bleibe der Profane
Dem Heiligthum! Der Thränen Zoll bezahlen
Wird immerdar Italia dem hehren,
Dem edlen Marmorbild; und ewig ragen
Wird es, stets unbenagt vom Zeitenzahne!
Die ihr den Stachel raubt dem Leid, dem schweren,
Ihr, göttlich-hohe Künste, lebt noch immer,
Zum Trost für unser Volk, so schmerzzerrissen;
Und seinen Ruhm, sank auch die Größ' in Trümmer,
Zu feiern, seid ihr immer noch beflissen!

Auch ich will, seht, erscheinen,
Der Dulderin zu Ehren, frommen Dranges,
Darbringend was ich habe,
Will eurem Werke meinen Sang vereinen,
Wenn Seele giebt dem Marmor euer Streben!
O du, tyrrhen'schen Ganges
Erlauchter Vater! wenn an jenem Strande
Dich irdscher Dinge Botschaft kann erreichen,
Von ihr, die du so hoch gestellt im Leben —
Ich weiß, für dich nicht wirst du Freud' empfinden,
Denn Stein und Erz sind nur dem Wachs, dem Sande,
Nicht deines Ruhmes Dauer zu vergleichen:
Und könntest je noch einmal du verschwinden
Aus unserm Sinn, so wachse unsre Schande,
Und all das Leid, drin wir so lang geschmachtet,
Es wachse, wenn's zu wachsen noch im Stande,
Und unser Volk — vergessen sei's, verachtet ...

Nein, nicht für dich! dem Vaterland dich freue
Zu Lieb' — dem armen Vaterland zu Liebe,
Wenn je der Väter Beispiel
Die kranken Söhne stählt, das Haupt aufs neue
Zu heben aus so feigem Unterliegen!
Von langer Schmach wie trübe
Ward, die auf rauhen Wegen
Hinwandelte gar ärmlich
Zur Zeit, als neu du himmelan gestiegen,
Und die du jetzt doch so verkümmert schaueſt,
Daß Königin sie früher war dagegen!
Hinschmachtet sie erbärmlich,
Daß du, es schauend, nicht den Augen traueſt;
Von andern Feinden schweig' ich, andrem Grauen,
Nur noch des letzten, schlimmſten will ich denken,
Durch das auf unſre Auen
Schon ew'ge Nacht sich schien herabzusenken!

O glücklich du, daß des Geschicks Erbarmen
Zu leben dir erspart' in solchem Grausen:
Ital'sche Weiber schauteſt
Du liegend nicht in fremder Krieger Armen,
Sahſt Stadt und Flur nicht plündern und vernichten,
Sahſt Feindesspeere nicht barbariſch hausen:
Sahſt nicht die Prachtgebilde,
Die göttlich schön Italiens Meiſter schufen,
Geschleppt in Sklaverei, — sahſt von den dichten
Heerwagen nicht gehemmt des Landes Wege,
Die schmerzensreichen, — hörteſt nicht das wilde
Machtwort des Uebermuths, und ausgerufen
Beim Klang der Ketten und der Geißelschläge
Der Freiheit Namen, frevelhaft, zum Spotte!
Wer klagt nicht? Wer vermag es, auszusprechen
Den Jammer? Jene Rotte,
Was schien ihr heilig noch, was noch Verbrechen?

Warum, o Schickſal, zu ſo böſen Tagen
Haſt du uns aufbehalten?
Warum nicht ward zu ſterben
Vergönnt uns, eh wir ſchauten ſo geſchlagen
Von Frevlern unſer Vaterland in Ketten,
Und ſeinen Ruhm, den alten,
Geſchändet freventlich! — Ach, nicht gegeben
Ward uns, mit Troſt die Schmerzen
Zu lindern dir, o Theure, dich zu retten
Aus wilder Qual, die dir das Herz zerfleiſchte!
Nicht konnten wir dir weihen Blut und Leben,
Doch nimmer uns im Herzen
Erſtarb der Jammer, den dein Loos erheiſchte!
So voll iſt unſer Herz des Zorns, der Schande:
Ha, wir auch kämpften, fielen, Ströme rannen
Von unſerm Blut — doch nicht dem Vaterlande:
Wir bluteten für unſere Tyrannen!

O Vater, wenn es iſt erlaubt zu ſagen,
Wie anders biſt du, als du warſt im Leben!
Fern auf den düſtern Fluren
Des Ruſſenlands, werth beſſern Tods, erlagen
Die Unſern! Menſch und Thier bekämpfte ſie, das Grollen
Des Aethers und unendliche Beſchwerden!
In ganzen Scharen ſanken
Sie hin, die Glieder nackt, voll blut'ger Flecken,
Gebettet waren ſie auf Eiſesſchollen.
Und in der Qual dann ihrer Todesſtunden
Ausriefen ſie noch ſeufzend im Gedanken
Ans Heimatland: O daß, ſtatt durch die Schrecken
Der Wind' und Wolken, wir den Tod gefunden
Durchs Schwert, für dich! Doch hier auf öden Weiten
In blüh'nder Jugend müſſen wir verderben,
Ruhmlos für alle Zeiten,
Und, fern von dir, für deine — Mörder ſterben!

Zu Zeugen hatt' ihr jammerndes Erbleichen
Des Nordens Wüſten, rauſchend tiefe Wälder.
So ſtarben ſie; es kamen
Die wilden Thiere, ſchmauſ'ten an den Leichen,
Für die kein andres Grab ſich dargeboten
Als ſchneebedeckte Felder.
Vergeſſen ſind die Tapferen, die Helden,
Ihr Nam' iſt Eins für immer
Mit dem der Feiglinge! O theure Todten,
Unendlich iſt das Leid, das euch betroffen,
Und keinen Troſt vermag ich euch zu melden,
Als die Gewißheit, daß ihr nun und nimmer
Für euer Loos habt einen Troſt zu hoffen!
So hüllt euch ſtill in eures Leides Hülle,
Als einer edlen Mutter würd'ge Kinder,
Die ganz ſo ſchwer wie euch bedrückt die Fülle
Des Grams, und die vernichtet iſt nicht minder!

Nicht euch will ſie verklagen,
Die Mutter, nein, nur jene, die getrieben
Euch gegen ſie zum Kampfe,
So daß der Gram ihr muß das Herz zernagen,
Und ſie ihr Weinen miſcht dem euren ſtündlich!
Wenn doch im Herzen eines ihrer Lieben,
Die ihrem Schooß entſtammen,
Des Mitleids Trieb', ihr wiederum erſtündet,
Daß er entriſſ' dem Abgrund, unergründlich,
Die Dulderin! O Geiſt im Ruhmesglanze,
Sind für Italien ganz der Liebe Flammen
Erloſchen, die einſt dir das Herz entzündet?
Sproßt nimmer friſches Grün dem Myrtenkranze,
Der tröſtend ſonſt die Stirn uns konnt' umwehen?
Soll er ſo ganz zerfallen und verbleichen?
Soll Keiner mehr erſtehen,
Der nur zum Theil ſich könnte dir vergleichen?

Sind wir dahin für immer? Unſrer Schande
Soll nie ein Ziel erſcheinen?
Ausrufen will ich, wandernd durch die Lande
Italias: Schau rückwärts, du verderbtes
Geſchlecht! nach Schriften, Steinen
Der Vorzeit ſchau, die Burgen ſieh, die Tempel!
Bedenke wo du weilſt! Sind deinen Sinnen
Verloren jene leuchtenden Exempel?
Was bleibſt du? Zieh von hinnen,
Daß nicht zum Wohnſitz ſchnöder Denkart werde,
Die als der Edlen Amme ward geachtet:
Wenn Feiglinge ſie nährt am Heimatherde,
Iſts beſſer noch, daß ſie vergeſſen ſchmachtet!

III.

An Angelo Mai.

Als er die Bücher Cicero's „vom Staate" entdeckte.

Wie kommts, du kühner Italer, daß raſtlos
Dein Sinn zu wecken trachtet
Die Väter in den Grüften? daß ſie ſprechen
Durch dich zu dieſer todten Zeit, umnachtet
Von Ueberdruß, wie von Gewölk? Wie brechen
So plötzlich jetzt, ſo ſtark hervor, und ſchlagen
An unſer Ohr, die ſchwiegen
So lange ſchon, die Stimmen alter Zeiten?
Welch Auferſtehn ringsum! Im Augenblicke
Befruchten ſich die Blätter; unſern Tagen
Erſchließen ſich, die lange mußten liegen
Im Kloſterſtaub, die Worte, die geweihten,
Der weiſen Ahnen! Gaben die Geſchicke
Dir Solches, Edler! oder ſchafft auch gegen
Das Schickſal ſtarker Muth ſo reichen Segen?

Doch nicht geſchehn mags ohne Götterwillen,
Daß jetzt, wo immer tiefer in dem ſchweren
Verzweiflungſchlummer wir die Häupter ſenken,
So häufig unſerm Ohre wiederkehren,
Zu wecken uns, der Väter Rufe. Schenken
Uns Götter Mitleid noch? Nicht ganz vergeſſen
Sind wir von Himmelsmächten?
Ja, dieſe Zeit wohl iſt es, oder keine,
Hand anzulegen, daß erneuert werde
Italiens alte Kraft, von Roſt zerfreſſen:
Denn, horch, aus Grabesnächten
Mahnt uns der Todten Wort, und die Gemeine
Vergeßner Helden hebt aus tiefer Erde
Die Häupter mit der Frage,
Ob noch vorüber nicht der Feigheit Tage?

Bewahrt ihr denn auf uns, ihr Ruhmgekrönten,
Noch eine Hoffnung? Scheinen
Wir euch nicht ganz verloren? Ihr wohl ſchauet,
Was kommen wird — doch mich, vor all den Peinen
Wer ſchützt mich? Meinem Aug' iſt nachtumgrauet
Die Zukunft, und was ich erblicke, ſchrecket
Mich ſo, daß Traum und leeres Wähnen
Die Hoffnung ſcheint. Auf Stätten, einſt gegründet
Von euch, ihr Edlen, folgt euch, ach, dies ſchale
Geſchlecht, von Schmach bedecket:
Was groß in Wort und That, iſt euren Söhnen
Zum Spott geworden; euer Ruhm entzündet
Nicht Scham noch Neid in uns. Um eure Male
Streckt ſich der Müſſiggang und will bereiten
Ein Beiſpiel ſchnöden Sinns für alle Zeiten.

O edler Geiſt, nun da ſich Keiner kümmert
Um unſre hohen Ahnen,
So kümmre du dich, dem des Schickſals Walten
So mild ſich zeigt, daß uns dein Thun gemahnen

Mag an die Zeit, wo aus der grauſen, alten
Vergeſſenheit aufs neu die Häupter hoben
Mit den begrabnen Rollen
Die Männer, die, was die Natur geſprochen,
Vernahmen ſtill und um die Mußeſtunden
Athens und Romas holden Zauber woben!
O Zeit, nun längſt verſchollen!
Italias Sturz war erſt hereingebrochen,
Und noch nicht war das bittre Leid verwunden
In thatlos dumpfer Ruh: noch Funken führte
Die Luft empor, die unſern Grund berührte.

Noch kalt nicht war der Aſchenreſt geworden
Des Manns, der Trotz geboten
Dem Schickſal, und der Troſt in ſchnöden Peinen
Nicht fand auf Erden, nein, im Land der Todten!
Und muß nicht jeder Ort uns trauter ſcheinen
Als dieſer ird'ſche? Deine ſüßen Saiten
Erklangen, angeſchlagen,
Noch lieblich fort, o Liebesgrambedrückter!
Ital'ſcher Sang entſpringt dem Mutterſchooße
Des Schmerzes ſtets! Doch mindres Leid bereiten
Uns jener Uebel Plagen,
Als unſres Ueberdruſſes Laſt. Beglückter
Warſt du, der weinend trug des Lebens Looſe!
Uns ſchnürt das Herz der Ekel ein — wir ſehen
Das Nichts am Sarg und an der Wiege ſtehen!

Und du verkehrteſt mit dem Meer, den Sternen,
Sproß vom Ligurerſtamme!
Weit über jenen Strand hinausgezogen,
Wo man zu hören glaubt der Sonnenflamme
Geziſch, wenn ſie verſinkt im Schooß der Wogen,
Kühn biſt du vorgedrungen
Auf ſchrankenloſer Flut und ſahſt ſie tagen
Des Lichtes Strahlen, die hier untergingen,

Und fandeſt, trotzend jeglicher Gefährde,
Ein neues Land für lange Wanderungen
Und für dein keckes Wagen!
Freilich, was halfs? je mehr wir ſie durchdringen,
Einſchrumpft die Welt dem Geiſt. Vor Meer und Erde
Und Aether, wo die Sterne tönend kreiſen,
Erſtaunt das Kind gewalt'ger als die Weiſen!

Wo ſind ſie hin, die holden Wahngedanken
Von einem Zufluchtsorte
Bei fernen Völkern, von der Ruheſtätte
Der Stern' am Tag, vom Lager, nah der Pforte
Des Oſtens, wo Aurora ſchläft, vom Bette
Der Sonne, wo ſich birgt die Strahlenhelle
Des Nachts? Dahingeſchwunden
Sind ſie. Verzeichnet wird auf kleinem Blatte
Die Welt, und gleich iſt Alles: im Entdecken
Wird größer nur — das Nichts. Von deiner Stelle
Weichſt du, wenn ſich die Wahrheit eingefunden,
O Phantaſie! Der Geiſt, der wiſſensſatte,
Entſagt dir, und die reifen Jahre ſchrecken
Zurücke deine Zaubermacht: ſo fliehen
Die Träume, die uns holden Troſt verliehen!

Indeß beleuchteten die erſten Strahlen
Das Angeſicht, das milde,
Des zarten Sängers, der die Fährlichkeiten
Des Kampfes und der Liebe, die Gebilde,
Die wonnigen, beſang aus ſchönern Zeiten,
Italias neue Hoffnung. O ihr Ritter,
O Wunderflor der Frauen, zauberveller,
O Gärten, o Paläſte! denk' ich euer,
Verliert in tauſend lieblich eitlen Trieben
Sich mein Gemüth! Das Leben war ſo bitter
Wie heute nicht — voll ſüßen Wahns, voll toller
Gedanken und voll ſchöner Abenteuer!

Das Alles ſchwand, und nichts iſt uns geblieben.
So nähert jeder Blüte ſich verderblich
Der Zeiten Schritt — der Schmerz nur iſt unſterblich.

Es ward uns dein erhabner Geiſt beſchieden,
Torquato! doch beſchieden
Dir ſelbſt war nur der Schmerz zum Angebinde.
Du Aermſter! ach, es gab dir nicht den Frieden
Dein eignes Lied, und ſprengte nicht die Rinde
Von Eis, mit der dein heißes Herz umgeben
Der Haß, die ſchnöde Fehde
Des Neides und der Uebermuth der Großen.
Und unſres Lebens lieblichſte Bethörung,
Die Liebe — wich von dir. Da ward zum Leben
Das Weſenloſe dir, zur wüſten Oede
Die Wirklichkeit! Und deine Augen ſchloſſen
Vor ſpäter Ehre ſich — Nicht Schmerz, Erhörung
War dir der Tod. — Nur nach dem Tode trachtet,
Und nicht nach Kränzen, wen das Leid umnachtet!

O möchteſt du noch einmal dich vom ſtummen
Troſtloſen Grab erheben,
Wenn dich ergetzt, o Muſterbild der Trauer,
Zu ſchaun jetzt unſer Leid. Wie hat das Leben,
Das dir bereits erſchien voll düſtrer Schauer,
Verſchlimmert ſich! Wie ſollt' ein Zeitgenoſſe
Dich mitleidsvoll beklagen,
O, Theurer, jetzt wo Jeder denkt nur immer
An ſich allein? Wer wird nicht thöricht ſchelten
Dein tödtlich Leid, wenn Thorheit alles Große
Erſcheint in unſern Tagen,
Und wenn nicht Mißgunſt muß, nein, was noch ſchlimmer,
Vergeſſenheit als Loos der Größten gelten?
Wo nur für Zahlen, nicht für Lieder glühen
Die Herzen, kann kein neuer Kranz dir blühen!

Von dir bis jetzt ist Niemand mehr erstanden,
Leidvoller Sangesmeister,
Der des ital'schen Namens werth geworden,
Als Einer — der da brach den Bann der Geister:
Ein trotziger Allobroger! Vom Norden
Quell Mannesmuth, nicht von der Heimaterde,
So ausgedorrt, ermattet,
Ihm in die Brust. Und so, im stolzen Gange
Beschreitend waffenlos die Schauspielbühne,
Bekämpft' er die Tyrannen keck! O werde
Noch dieser Kampf gestattet,
Noch dieses Schlachtfeld dem ohnmächt'gen Drange
Des Völkerzorns! Hinunterstieg der Kühne,
Der Erste und — der Einzige! Gefallen
Kann ja nur schnöde Muße noch uns Allen!

Hinlebt' er makellos, voll heil'gen Zornes,
Und ihm entschwand das Leben,
Bevor sein Volk er sah noch tiefer sinken.
Es war für dich, Vittorio, und dein Streben
Nicht Zeit, nicht Ort. Ja, andrer Tag muß winken,
Und andre Stätte hohem Sinn! Wir freuen
Uns träger Ruh — wir trotten
Die Bahn der Mittelmäßigkeit! Verschlungen
Vom Schwarm ist jetzt der Heros, ausgeglichen
Ihr Unterschied. — Drum laß dichs nicht gereuen,
Ruhmvoller Spürer du! Weck auf die Todten,
Weil schlummern die Lebendigen! Die Zungen
Beseele neu, draus längst der Klang entwichen:
Bis dieß Jahrhundert sich aus Schmach und Nöthen
Ermanne — wär's auch nur bis zum Erröthen!

IV.

Auf die Vermählung meiner Schweſter Paolina.

Nachdem, den ſtillen Frieden
Des Vaterhauſes laſſend, und die ſüßen
Traumbilder und den holden Wahn der Jugend,
Der als ein Gottgeſchenk uns labt hiernieden,
Das Schickſal in des Lebens Braus, den lauten,
Dich hinreißt, höre, wie erträgt die Tugend
Die Schmach der Zeit, die uns verhängt der Himmel,
O Schweſter, die zu mehren
Die Zahl der Unglückskinder
Italias du denkſt aus deinem Schooße
In ſchwerer Zeit! O ſuche du nicht minder
Für ſie ein kräftig Vorbild! Nicht gewähren
Die herben Schickſalslooſe
Der Menſchentugend heut ein leichtes Leben,
Noch wohnt in kranker Bruſt ein edel Streben!

Feig oder elend werden
Sein deine Söhne. Beſſer elend! — Lange
Trennt eine Kluft, unendlich aufgeriſſen,
Vom Glück die Tugend! Weh, zu ſpät auf Erden
Erſcheinen, welche jetzt das Licht begrüßen,
Und in des Menſchendaſeins Niedergange!
Doch ſtell' dem Himmel dies anheim. Im Herzen
Bewahr' das eine Streben,
Daß in des Glücks Geleiſen
Nicht ſklaviſch Jene lenken ihre Schritte,
Der Hoffnung Spielzeug und der Furcht! So preiſen
Die Kommenden einſt glücklich euer Leben,
Da ja — unſel'ge Sitte
Verderbter Zeit! — mißachtet
Die Tugend bleibt, bis ſie das Grab umnachtet!

Gar viel von euch, ihr Frauen,
Erharrt das Vaterland. Schimpf bracht' es nimmer,
Noch Leid der Menſchenwelt, daß Feu'r und Eiſen
Uns nicht mehr ſchreckt, wenn eure Augen ſchauen
Auf uns mit holdem Strahl. Es thun die Weiſen
Nach eurem Rath, die Starken. Und was immer
Umkreiſ't das Sonnenrad, euch beugt ſichs gerne!
Nun will von euch ich Rechenſchaft verlangen
Für dieſe Zeit! Iſt ſie durch euch erſtorben,
Der Jugend Flamme? Unſres Weſens Reinheit,
Ward ſie getrübt, verdorben,
Durch eure Hand? Die Geiſter, ſchlafbefangen,
Der Stumpfſinn, die Gemeinheit
Des Wollens, und daß weibiſch Ketten duldet
Entnervter Sinn — ſeid ihrs, die das verſchuldet?

Ein Sporn zu großem Streben
Iſt Liebe, und für höheres Empfinden
Iſt Meiſterin die Schönheit. Leer an Liebe
Iſt Jeder, welchem nicht, wenn unter Winden
Entbrennt der wilde Streit, und dichter weben
Ihr dunkles Grau die Wolken, und die trübe
Gewalt des Sturms den Bergwald ſpaltet, freudig
Das Herz erbebt. O Bräute,
O Jungfrau'n ihr, will Einer
Liebwerbend nahn euch, den Gefahren ſchrecken,
Der unwerth iſt des Vaterlands, gemeiner
Beſtrebung hold und niedren Triebes Beute,
Der ſoll in euch nur Haß und Zorn erwecken,
Wenn anders Frauenherzen Männer wählen,
Die Männer wahrhaft ſind, nicht Weiberſeelen.

Unkriegeriſchem Stamme
Sollt ihr nicht Mütter heißen. Leid und Mühe
Der Tugend lerne euer Sproß zu tragen,
Verachte und verdamme,

Was hochgeachtet wird in dieſen Tagen.
Für's Vaterland erblühe
Die Jugend, eingedenk was ihm ſie ſchuldet!
So wachſen, von den Kunden
Der Heldenzeit umtönt, heran die Leuen
Von Sparta, Hellas' höchſten Ruhm zu wahren,
Bis mit dem Schwert in weihevoller Stunde
Die junge Braut umgürtete den Treuen,
Und ſchweigend dann umhüllte mit den Haaren
Den Todten, vom Gefilde
Heimkehrend auf dem wohlbewahrten Schilde!

Virginia, deine Wangen
Berührte, Himmelsglanz um ſie zu weben,
Der Schönheit Finger, und als ſtolz zurücke
Du wieſeſt frevelhaftes Unterfangen,
Ergrimmte Romas Herr. Schön floß, im Glücke
Des holden Jugendtraums, dahin dein Leben,
Als grauſam dir zerriß des Vaters Eiſen
Die Bruſt, die liljenreine,
Und ſtill zum Orkus nieder
Du gingſt. Mein Reiz verwelke, raſch von dannen
Führ' ihn ein Windhauch, ſprachſt du; meine Glieder
Umfange Grabesnacht, eh' ich mich eine
Dem Lager des Tyrannen.
Vermag ich Muth und Kräfte Rom zu geben,
Mit meines Bluts Erguß — nimm hin mein Leben!

O Edle, ſtrahlt auch nimmer
Die Sonne heut in alſo heldem Strahle
Wie deiner Zeit ſie ſtrahlt', iſt doch zufrieden
Geſtellt dein Grab, denn Thränenſpende nimmer
Verſagt das Vaterland. Die Romuliden
Erglühn in friſchem Rachedrang am Male,
Das deine Reſte birgt. Sieh ſtaubbefudelt
Die Locke, die die Krone

Geſchmückt, in neuem Glanze
Strahlt Freiheit, und von allen Erdengauen
Kühnlich Beſitz ergreift die Römerlanze,
Vom dunklen Pol bis in die heiße Zone.
O könnte Muth der Frauen
Und Adel heut auch geben
Dem trägen Rom ein neu verjüngtes Leben!

V.

Auf einen Sieger im Ballonſpiel.

Des Ruhmes Angeſicht und Ruf, den hellen,
Will ich dich, Knabe, lehren,
Und wie voranſteht edlem Müßiggange
Die ſchweißbedeckte Tugend. Komm zu hören,
Hochherz'ger Kämpe du, wenn ja der ſchnellen
Stromflut der Jahre du in muth'gem Drange
Willſt ſtreitig machen deines Namens Beute,
Und laß dein Herz zu Höherem befeuern!
Der Cirkus lärmt, begeiſtert auf dich ſchauend,
Und Volksgunſt ſpornt zu edlem Thun dich heute;
Dich ruft, auf neuen Alters-Blühn vertrauend,
Das Vaterland, das theure,
Daß altes Beiſpiel ſich durch dich erneure.

Es tünchte mit Barbarenblute nimmer
Auf Marathons Gefilde
Die Hand, wer ſtumpfen Sinns auf Elis' Plane
Die Ringbahn und das Kampfſpiel ſah, das wilde,
Und den nicht ſpornte fremden Kranzes Schimmer,
Daß er zu gleichem Ziel den Pfad ſich bahne;
Und in des Alpheus Fluten wuſch die Flanken
Siegreicher Roſſe wohl und ſtaub'ge Mähnen
Vorher der Held, der mördriſch in den bangen

Schlachtreihn der Meder, die ſchon weichend ſanken,
Begrub die Griechenſchwerter, daß erklangen
Vom Weh der Unglücksrufer
Der Euphrat und das ganze Sklavenufer.

Doch — nutzlos ſcheint vielleicht, was aus der Aſche
Die angeſtammte Tugend
Aufrüttelt, neue Funken draus zu ſchlagen,
Und was im matten Lebensgeiſt der Jugend
Anfachen wieder mag die Glut, die roſche:
Mit Recht! Seit traurig ſeinen Flammenwagen
Am Himmel Phöbus lenkt — ſind Menſchenthaten
Mehr als ein Spielwerk? und iſt minder eitel
Die Wahrheit als der Irrthum? Uns gegeben
Zum Troſt iſt holder Wahn, und wo entrathen
Muß ſolchen edlen Sporns ein trübes Leben,
Muß rühmliches Bemühen
In träge Ruh ſich wandeln und verglühen.

Es kommt vielleicht die Zeit, wo die Ruinen
Ital'ſcher Steinkoloſſe
Befleckt das Rind, wo ſeufzen unterm Pfluge
Roms Hügel; und es kreiſen Phöbus' Roſſe
Vielleicht nicht lang mehr, bis der Tag erſchienen,
Wo Latiums Städte ſich der Fuchs, der kluge,
Wählt zum Aſyl, und zwiſchen Mauern flüſtert
Ein dunkler Wald: falls nicht der Himmel endlich
Ein Halt gebeut dem ſchmählichen Erſterben
Des vaterländ'ſchen Sinns, das uns umdüſtert,
Und, von uns wendend drohendes Verderben,
Uns noch will Gnade ſchenken,
Zum Lohn, ſo wir des alten Ruhms gedenken.

Zu überleben kränke dich, o Lieber,
Des Vaterlandes Leben.
Einſt hättſt durch ſie du wohl in Ruhm geſtrahlet,
Eh' ſie den Kranz, erſiegt in edlem Streben,

Verlor durch unſre Schuld. Das iſt vorüber:
Wer iſt, der noch mit ſolcher Mutter prahlet?
Doch ſchwinge dich von ſelbſt zu ſtolzen Höhen!
Wozu dies Leben? nur daß mans verachte!
Glücklich iſts nur, wenn's unter Schickſalsſtreichen
Sich ſelbſt vergißt, nicht Muße hat, zu ſehen
Und zu belauſchen träger Stunde Schleichen:
Am glücklichſten, wenn leiſe
Den Schritt es abwärts lenkt zur letzten Reiſe.

VI.

Brutus der Jüngere.

Als hingeworfen ſtarb im Thrakerſtaube
Ital'ſche Heldenkraft, ein unabſehbar
Schauſpiel von Sturz und Tod, wo zur Bedrängniß
Der Au'n Heſperias und der Geſtade
Des Tibris das Verhängniß
Schon vorbereitet der Barbarenroſſe
Geſtampf, und aus den Wäldern,
Vom Sterngebild des Bären
Beglänzt, die röm'ſchen Veſten zu zertrümmern,
Beruft das Schwert des Gothen:
Da, ſchweißbedeckt und noch durchweicht vom Blute
Des Bruderkampfs, ſaß Brutus in der Stille
Der Nacht, und eh' er ſich geſellt den Todten,
Die Götter und den Hades
Anklagt' er, und mit trotz'gem Klageliede
Erſchüttert er die Luft, die ſchlummermüde.

Thörichte Tugend, jene Nebelfelder
Der ruheloſen Larven
Sind zur Belehrung dir; an deine Spuren
Geheftet iſt die Reu'. Marmorne Götter,

(Ob ihr den Wohnsitz habt auf styg'schen Fluren,
Ob über Wolken), nur zu Spott und Hohne
Dient euch das unglückſel'ge
Geſchlecht, das euch mit Tempeln ehrt, und tückiſch
Spielt mit den Sterblichen das Schickſal. Grollen
So unverſöhnt von ird'ſcher Seelen Frommheit
Die Himmliſchen? Ruchloſen alſo thronſt du
Zum Schutz, o Zeus? Wenn deine Donner rollen
Im Aether und du zückeſt
Den Blitzſtrahl in der Rechten,
Gilt er den Edlen ſtets und nicht den Schlechten?

Des Schickſals Noth drückt unbezwinglich, eiſern,
Ach, uns ohnmächt'ge Sklaven
Des Tods, und ſcheint dem Volk das Leid unmöglich
Zu bannen, tröſtets noch ſich mit des Leides
Nothwendigkeit. Iſt leichter zu ertragen
Ein Uebel, das nicht Heilung kennt? Empfindet
Den Schmerz nicht mehr, wer hoffnungslos erkranket?
Auf Tod und Leben ewig kämpft, o Schickſal,
Der Tapfre, als ein Krieger,
Der nimmer weicht, und wenn ihn deine Rechte,
Die grauſame, belaſtend überwältigt,
So ſtrahlt er unverzagt, im Sturz noch Sieger,
Indeß er in den Buſen
Den Stahl ſich ſtößt, den herben,
Und wie zum Hohne lächelt noch im Sterben.

Nicht wohlgefällt den Göttern, wer gewaltſam
Einbricht ins Todesreich. Die Götter freilich,
Sie ſelbſt — nie wären ſie ſo hochgemuthet!
Hat etwa unſer Ungemach der Himmel,
Und unſre Bruſt, die unter Schlägen blutet,
Zum angenehmen Schauſpiel ſich erkoren?
Nicht voller Schuld und Leiden,
Rein, rein und frei das Daſein

Auf freier Flur hat uns Natur gegeben,
Einſt Göttin, Königin. Doch nun auf Erden
Ruchlos geſtürzt ihr ſel'ges Reich, und andern
Geſetzen unterthan das karge Leben,
Wenn eine ſtarke Seele
Abſchütteln will ihr Joch, was ſchilt verſchwendet
Natur den Pfeil, den nicht ſie ſelbſt geſendet?

Schuldunbewußt, unkundig eignen Leides,
Hinleben ſtets die Thiere,
Die glücklichen; zum ungeahnten Ziele
Führt ſie gemach die Zeit. Doch wenn es einem
Von ihnen je, von Schmerz bedrängt, gefiele,
Freiwillig zu zerſchmettern ſich die Glieder,
Ein innrer Zwieſpalt würde, kein geheimes
Geſetz Einſpruch erheben
Je gegen ſolchen Drang. Euch nur von allen
Geſchlechtern, die da leben, euch, den Söhnen
Prometheus', wird zum Ueberdruß das Leben,
Und euch allein auch immer
Verbeut ein Götterwille
Im Leid den Pfad zu heilger Todesſtille.

Vom Meer, das ſtrömend unſer Blut beſudelt,
Aufſteigſt du, reines Mondlicht,
Die ruheloſe Nacht und die Gefilde,
Verhängnißvoll ital'ſcher Kraft, durchſpähſt du.
Verwandte Brut der Sieger ſtampft, der wilde,
Die Hügel dröhnen, niederſtürzt vom Gipfel
Der Macht die alte Roma —
Du biſt ſo ſtill? Du ſahſt erſtehn die Sproſſen
Lavinias; die Zeiten,
Die goldnen, ſahſt du und die Lorbeerkronen,
Und unverändert wirſt du deine Strahlen
Ausgießen über Höhn, wenn dieſe Weiten,
Die einſamen, zum Schimpf ital'ſchen Namens,

Auf's neu in künft'gen Jahren
Verfallen ſind dem Schritte der Barbaren.

Sieh unter nacktem Fels das Thier des Waldes,
Den Vogel auf den Zweigen,
Im Herzen hegend des Vergeſſens Wonne,
Des angebornen: Sturz und Schickſalswechſel
Nicht kennen ſie, und röthet in der Sonne
Des Morgens ſich des Landmanns Dach, wird dieſer
Mit ſeinem Morgenliede
Die Thäler wecken, jener unterm ſteilen
Geklipp die Schaar, die zage,
Der kleinern Thiere jagen.
O Elend! ein vergeßner Theil der Dinge
Sind wir, — und unſre bange Schickſalsfrage
Bekümmert kein Orakel
In Höhlen, wo die Eule krächzt, und nimmer
Erbleicht aus Mitgefühl der Sterne Schimmer!

Nicht des Olymps und des Cocytus Götter,
Die tauben, nicht die Erde
Ruf ich, und nicht die Nacht, ſobald ich ſterbe,
Nicht dich, o letzter Hoffnungsſtrahl des Todes,
O Ruhm der Zukunft! Meine Gruft, die herbe,
Darein ich zürnend ſank, ſoll Wort und Seufzer
Des ſchnöden Haufens ehren?
Die Zeit wird ſchlimmer; übel anvertrauet
Iſt trägen Enkelſöhnen
Der Ruhm erleſ'ner Geiſter und die Rache
Des Elends. Kreiſe denn, du brauner Vogel,
Du gieriger, um mich, von Raubthierzähnen
Benagt und Regengüſſen,
Mein irdſcher Reſt verſchwinde,
Und meines Namens Spur verweh' im Winde!

VII.

Im Frühling,

oder

Ueber die Mythen der Alten.

Weil nun die Sonne heilet
Die Wunden der Natur, und mit dem lauen
Gesäusel neu belebt die kranken Lüfte
Der West, so daß sich sinkend lös't der Wolken
Umschattung — weil vertrauen
Dem Wind die Vögel ihre Brust, und strahlend
Das Taglicht neues Sehnen, neues Hoffen
Einflößt dem Thier sogar in Waldestiefen,
Wo ringsum thauend schmilzt des Reifes Hülle —
Darum soll unsern Geistern, die da schliefen
Im Bann des Leids, ermattet,
Zurückgekehrt das goldne Alter scheinen,
Das vor dem Unglück und der düstern Fackel
Der Wahrheit hingeschwunden,
Ach, allzufrüh? Bleibt deiner Strahlen Schimmer,
O Sonnengott, den Menschen nicht umdunkelt
Auf ewig, und du, Frühling,
Duftspender, du durchwehst noch lockend immer
Dieß Herz, in Frost erstarrt und eingerostet,
Das in der Jugend schon das Alter kostet?

Lebst du, ach, lebst du, heil'ge
Natur, und bringst uns zu entwöhnten Ohren
Wahrhaft ein Laut der mütterlichen Stimme?
Wohl hatten Bäch' und Quellen einst zum Wohnsitz,
Zum Spiegel sich erkoren
Die Nymphen. Da geschahs, daß Nachts die Höhen
Und Wälder, jetzt ein öd' Asyl der Winde,
Den Fuß Unsterblicher im Tanzschwung spürten,
Und daß die Hirten, wenn zu Schattengründen

Am Mittag, dem unſicheren, ſie führten
Die durſt'gen Lämmer, oder
Ans blumenreiche Stromgeſtad, vernahmen
Der Faune Lieder, ſahen
Ein wunderſames Zittern in dem raſchen
Gewog des Stroms, weil ungeſehn ſoeben
Hinab die Göttin tauchte,
Die köchertragende, dort abzuwaſchen
Den ſchnöden Staub der Jagd, der blutig-heißen,
Von ihrem Jungfraunleib, dem ſchneeig-weißen.

Es lebten einſt die Blumen,
Die Wälder. Hold vertraut war da dem Wehen
Der Lüfte, dem Gewölk, der nächt'gen Leuchte
Des Monds der Menſchen Loos, als über Hügel
Und Fluren dich geſehen
Hinwallend reinen Glanzes in der Stille
Der Nacht der Wanderer, o Titanide,
Und als Gefährtin dich, als liebevolle,
Des Menſchen dachte. Und wenn ausgetrieben
Von Zwietracht, und entflohn der Schmach, dem Grolle
Der Bürger, irrend Einer
Den Buſen wund ſich ſtieß im ſtarren Dickicht
Pfadloſer Wälder, glaubt' er,
Daß ihm den Blutſtrom jage durch die Adern
Lebendig Feuer, glaubte, Blätter ſeufzen
Und Daphnis oder Phyllis
Aus Bäumen klagend mit dem Schickſal hadern
Zu hören, oder auch Glymenens Sproſſen,
Den in die Stromflut Helios geſtoßen.

Und ihr nicht minder liebt den Klagelauten,
Die Sterbliche zu euch im Leid erhoben,
Ein achtſam Ohr, ihr ſtarren Waldesfelſen,
Als einſam eure ſtillen Klauſen Echo,
Nicht leerer Winde Toben,

Nein, einer Nymphe unglückſel'ger Odem
Bewohnte, den die Liebe ſchied und hartes
Geſchick vom zarten Körper. Durch die Klippen,
Durch rauhe Schluchten, öde Waldesgründe
Trägt ſie die Klagebotſchaft unſrer Lippen
In die gewölbte Halle
Des Aethers hin! Und dich auch nennt die Sage
Der Menſchenloose kundig,
Tonreicher Vogel, der im laub'gen Dunkel
Des Jahrs Verjüngung ſingend jetzo feiert,
Und der, wenn rings begraben
In Todesruh das Feld, und das Gefunkel
Der Stern' erloſch im Nachtgewölk — Wehklage
Beginnt um Leid und Schmach vergangner Tage.

Doch nein, verwandt nicht biſt du
Den Menſchen — deine Lieder, ſie erſchallen
Von keinem Schmerz erpreßt: es birgt dich ſchuldlos
Und darum minder gern des Thales Dämmrung.
Nun des Olympus Hallen
Verödet ſind, und rollend durch die Wolken
Und über Berge hin, auflöſ't der Donner
Des Guten wie des Böſen Herz nicht minder
In kalten Schauer ganz; und weil bewußtlos
Der Heimatſtrand, unkundig ſeiner Kinder,
Ernährt verdroßne Seelen:
So leihe du, Natur, dem bittern Kummer,
Dem ſchnöden Menſchenloose
Gehör': entfach auf meines Herzens Herde
Die alte Glut, ſo du in Wahrheit lebeſt
Und Etwas noch im Schooße
Des Meers, im Himmel oder auf der Erde
Zuwendet unſerm traurigen Geſchicke,
Wenn auch ſein Mitleid nicht, doch ſeine Blicke.

VIII.

Hymnus an die Patriarchen,

oder

Von den Anfängen des Menschengeschlechtes.

Euch singt der schmerzgebornen Söhne Lied,
Euch, menschlichen Geschlechts erlauchte Väter,
Im Preisgesang: die ihr, dem ewigen
Beweger der Gestirne theurer, minder
Beweinenswerth als wir entsprossen seid
Im hehren Licht! Unheilbar Leid, geschaffen
Zu sein für Thränen — Tod und Grabnacht süßer
Zu finden als des Aethers goldnes Licht —
Nicht fügt' es Mitleid so, nicht ein gerechtes
Gesetz des Himmels. Wenn von eurer alten
Verirrung, die des Menschen Samen preisgab
Der Tyrannei des Siechthums und des Unglücks,
Die Sage spricht, hat andre Schuld der Enkel,
Hat Wahnsinn, Aufruhr, schlimmer den gekränkten
Olymp bewaffnet gegen uns, bewaffnet
Die Hand, die schnöd mißachtete, der Mutter
Natur, die uns gesäugt. So ward die Flamme
Des Lebenslichts zur Pein uns, fluchbeladen
Ward schon die Frucht im Mutterschooß, und wild
Herein ins Leben brach der Frevus!

Das Licht des Tages und der kreisenden
Gestirne goldner Glanz, das neugeborne
Gethier des Felds und auf der jungen Flur
Den Hauch der Luft, der schweifenden — das Alles
Hast du zuerst erschaut, der menschlichen
Familie altehrwürd'ger Fürst und Vater!

Als des Gebirgsstroms Welle Felsgeklipp
Und öde Schluchten traf im Niedersturz
Mit unerhörtem Braus; als auf den holden
Zukünft'gen Stätten hochberühmter Völker,
Lärmvoller Städte, noch der Friede herrschte,
Und über Höhn, von keinem Pflug berührt,
In Einsamkeiten still aufging der Strahl
Des Phöbus und der goldnen Luna: — glücklich,
O glücklich war, von Schuld und Trauer frei,
Die Erde noch in solcher Einsamkeit!
Doch welches Leid hat deinem Stamm, o Vater,
Von bitteren Geschicken welche Reih',
Bereitet das Verhängniß! Raserei
Des Blutdurſts, sieh, des Brudermords, besudelt
Das Saatgefild, das karg den Schweiß belohnt,
Und durch den göttlich hohen Aether rauscht
Zum erstenmal des Todes dunkler Flügel.
Hinirrt der Brudermörder zitternd, flieht
Der Einsamkeit Umschattung, schreckt zusammen
Vorm Windesrauschen in den tiefen Wäldern:
So richtet er gesell'gen Wohnsitz auf,
Herberg' und Reich der blassen Scheu; der Reue
Verzweiflungsgram, der kranke, seufzende,
Gesellt, verbündet in gemeinsamen
Behausungen die blinden Menschensöhne.
Versagt ward ruchlos so dem krummen Pflug
Die Hand, vernichtet ward das Schweißbemühn
Des Landmanns. Müßiggang bestieg den Thron
Auf lasterhaften Stätten, Urkraft schwand
In den entnervten Leibern, es erschlaffte
Der Geist, und Knechtschaft zwang — der Uebel ärgstes —
Ins Joch das wehrlos-dumpfe Menschenleben.

Und du wardst Retter vor des Aethers Grimm
Und Meeresschwall auf wolkennahen Jochen
Dem ruchlosen Geschlecht, du, dem zuerst

Von wiederaufgetauchten Gipfeln her,
Aus trüber Luft der neuen Hoffnung Zeichen
Die weiße Taube bracht', und, aus dem alten
Gewölk erſtehend wie aus einem Schiffbruch,
Die Sonne mit der holden Iris malte
Den dunklen Pol. Zurückgekehrt zum Erdreich,
Erneuert die Begier, das frevle Trachten,
Und ſein Gefolg, die Drangſal, das verjüngte
Geſchlecht. Des Meeres unnahbare Reiche
Bedräut als Rächer ſpottend jetzt der Menſch
Mit frevler Hand, und bringt das Leid, die Thränen
An neuen Strand und unter neue Sterne.

Dein jetzt, der Frommen Ahn, gerecht und ſtark,
Und deines Samens edler Sprößlinge,
Denkt meine Seele. Künden will ich, wie
Du ruhend, unbekannt, im Mittagsſchatten
Der ſtillen Heimatſtätte auf den trauten
Gefilden, deiner Herden Weideſitz,
Geſegnet wardſt von himmliſch hoher Pilger
Verborgnem Geiſt: und wie, o Sohn der klugen
Rebecca, nah dem ländlichrohen Brunnen,
Im aranit'ſchen Thal, dem lieblichen,
Dich Lieb' ergriff zur ſchönen Labanstochter:
Ja Liebe, mächtige, um derentwillen
Verbannung, langes Ungemach, ſogar
Des Sklavendienſts verhaßte Laſt ertrug
Der Geiſt des Wackren ohne Widerſtreben.

Gewiß einſt war — nicht bloß mit Schattenbildern
Und eitlem Wahne nährt aoniſcher
Geſang und alter Sage Ruf das Ohr,
Das hörbegierige, des Volks — befreundet
War unſrem Stamm dereinſt, und ſüß und traut
Dieß ird'ſche Jammerthal, und golden rann
Das flücht'ge Leben hin. Nicht daß von Milch

In reiner Welle ſich ein Strom ergoß
Vom Hang der Heimathöhen, oder daß
Der Hirt den Tiger, unter ſeine Herden
Gemiſcht, zum Stalle ſcherzend führte, oder
Den Wolf zum Brunnen — doch noch unbewußt
Des eignen Schickſals, eignen Leides, lebte
Die Menſchheit harmlos hin, und den geheimen
Geſetzen, die Natur und Himmel gab,
Sich fügend, wob der holde Trug und Wahn
Um alle Dinge ſeinen weichen Schleier,
Und unſer Lebenskahn zog, ſich begnügend
Schon mit der Hoffnung, ruhig in den Port.

So lebt in Californiens weiten Wäldern
Ein glückliches Geſchlecht noch heut, dem nicht
Die Sorge nagt die Bruſt, dem nicht die Glieder
Verzehrt ein grauſam Siechthum; dem die Speiſe
Der Wald, die Wohnung Felsgeklüft, den Trank
Des Thales Quelle beut, und dem der Tag
Des dunklen Todes unerwartet naht.
O wie ſo wehrlos gegen unſer Wagen,
Das frevle, ſind die Reiche der Natur!
Die Ufer und die Höhlen und die Wälder
Schließt unſer Wahnſinn unbezähmbar auf,
Erzieht beſiegte Völker neuem Leid
Und unbekannter Gier, und ſo verfolgt er
Das Glück, das nackten Fußes vor ihm flieht,
Bis an der Sonne fernſten Niedergang.

IX.

Sapphos letzter Gesang.

O milde Nacht, o trauter Strahl des Mondes
Im Untergang! Und du, der sich erhebt
Dort überm Fels im schweigendstillen Wald,
Des Tages Bote! O wie lieb und traut
Einst waren diese Bilder meinem Auge,
So lang mir unbekannt noch war die Schuld
Und das Verhängniß! Doch nun lächelt, ach,
Kein Anblick mehr den leiderregten Sinnen!
Nur dann beseelt noch ungewohnte Lust
Ein Menschenherz, wenn durch den lichten Aether
Sich wälzt, und über's bebende Gefild,
Des Südsturms Staubgeweg, und wenn der Wagen,
Der schwere Wagen Jupiters, zu Häupten
Uns donnernd wild durchjagt die Finsterniß!
Uns freut zu wandeln unter Felsen, Schluchten,
Im Nebel, uns erfreut die wilde Flucht
Erschreckter Heerden, oder an des Stromes
Gefährdevollem Strand das wilde Brausen,
Der siegesstolzen Wogen Uebermuth!

Schön bist du, schön in deinem Sternenmantel,
O Aether! schön auch, thauige Erde, du!
Doch ach, von dieser unermeßnen Schöne
Ließ keinen Theil der Götter und des Schicksals
Gewalt der armen Sappho. Nur ein schnöder,
Werthloser Gast in deinem Reich, Natur,
Bin ich verschmähte Liebende — vergebens
Zu deinen Huldgestalten Herz und Aug'
Erheb' ich liebeslebend. Nimmer lächelt
Besonnter Strand und von den Aetherpforten
Des Morgens Helle mir: nicht grüßt das Lied
Der bunten Vögel mich, und nicht der Buchen

Geſäuſel. Und wo klar im Schattengrund
Geneigter Weiden dehnt der Bach den Spiegel,
Da ſcheint ſich meinem nackten Fuß die Welle,
Die ſchweigſame, wie grollend zu entziehn
Und fortzufliehn durchs blumenduft'ge Land.

Ha, welch Vergehn, welch arger Frevel hat
Befleckt vor der Geburt mich, daß ſo düſter
Auf mich der Himmel blickt, ſo ſtreng das Auge
Der Schickſalsgöttin? Was verbrach ich ſchon
Als Kind, zur Zeit, wo doch noch jeden Fehls
Unkundig iſt das Daſein, daß ſo kläglich
Beraubt der Jugendluſt, ſo blütenlos,
Sich jetzo drehn muß an der Parze Spindel
Mein ſtarrer Lebensfaden? Doch, die Lippe
Spricht unbedacht — das menſchliche Geſchick
Lenkt ein geheimer Rathſchluß. Ja, geheim
Iſt Alles, nur der Schmerz nicht. Ausgeſtoßen,
Zum Leid geboren ſind wir, und der Grund,
Er ruht im Götterſchooß. O Sorg', o Hoffnung
Der Jugendzeit! Der Schönheitsblüte nur,
Ja, ſüßer Schönheitsblüte nur verlieh
Der Himmel Ohmacht über Menſchenherzen;
Für Heldenthum und Liedesklang in armer,
Beſcheidner Hülle blüht kein Ruhmeskranz!

Ich werde ſterben. Den unwürd'gen Schleier
Abſtreifend, wird der hüllenloſe Geiſt
Zum Hades fliehn, und tilgen ſo, was grauſam
Geſündigt hat der blinde Schickſalsſpender.
Du aber, dem ich lange Lieb' umſonſt
Geweiht, und lange Treu, an den
Unzähmbar mich der Sehnſucht Wahn gefeſſelt,
O lebe glücklich, wenn ein Sterblicher
Auf Erden glücklich lebt. Mich netzte nicht
Mit ſüßem Naß des neid'ſchen Eimers Zeus,

Seit hingeſchwunden mir der Kindheit Träume
Und Täuſchungen. Die freudenreichen Tage
Des Lebens ſchwinden ſtets am ſchnellſten auch!
Einſchleichen Siechthum, Alter und der Schatten
Des kalten Todes. Siehe, von ſo vielen
Erhofften Palmen, holdem Wahn, bleibt nur
Der Hades mir. Aufnimmt dieß kühne Herz
Die Göttin Tänarums, die ſchwarze Nacht
Am ſchweigenden Geſtade des Cocyt.

X.

Die erſte Liebe.

Des Tags gedenk' ich, wo ich ſüßer Triebe
Gewalt in mir zuerſt empfand und ſagte:
Weh mir, wenn Liebe dieß — wie quält die Liebe!

Wo ich das Aug' nicht aufzuſchlagen wagte,
Und doch vor Augen hatte ſtets das Prangen
Der Helden, die den Pfeil ins Herz mir jagte.

Was machteſt du aus mir, o Glutverlangen?
Was mußte ſich ſo ſüßem Drang geſellen
Ach, ſolcher Sehnſucht Schmerz und ſolches Bangen?

Wie kams, daß nicht mit reinen, heitren Wellen
Die Freude mir das tiefe Herz bedeckte?
Was mußten ſie ſo ſtürmiſch-trübe ſchwellen?

Sag an, o liebend Herz, was dich erſchreckte
Inmitten einer Luſt, mit der verglichen
Doch jede Luſt nur Ueberdruß erweckte?

Ja, einer Luſt, die ſchmeichelnd dich beſchlichen
Am Tag und minder nicht, wenn in der Runde
Die weite Welt verſtummt war und erblichen:

Wo dann dein Leid mit Seligkeit im Bunde
Mir auf den Kissen schüttelte die Glieder,
Und stürmischer du pochtest jede Stunde;

Und wie, wenn müd ich schloß die Augenlider,
Der Schlaf, gleichwie verscheucht von Seufzerlauten
Der Fieberglut, nie sank auf mich hernieder!

Und während Finsternisse mich umgrauten,
Wie hielt mein Augenpaar, ob auch geschlossen,
Lebendig fest das holde Bild der Trauten!

O wie sich durch mein Innres dann ergossen
Glutströme süßer Regung! wie viel tausend
Gedanken, wirr und unstät, ich entsprossen

In meiner Seele fühlte, wie wenn sausend
Im Laubholz Winde durch die Wipfel jagen,
Und ganz der Wald aufwogt, weithin erbrausend.

Und wenn mein Mund vermochte nichts zu sagen,
Was sagtest du, mein Herz, als uns die Hohe
Verließ, für welche du so heiß geschlagen?

Ich hatte kaum gefühlt, wie mich bedrohe
Verzehrend diese Glut, dieß heiße Minnen,
Da schwand, was kühlen mochte solche Lohe.

Das erste Grau'n umwob des Schlosses Zinnen,
Als das Gespann am Thor ich stampfen hörte,
Das sie entführen sollte, ach, von hinnen!

Vom Lager eilt' ich rasch, der Angstbethörte,
Zum Fenster, wandte lauschend in die Stille
Der Dämmrung hin das Antlitz, das verstörte,

Ob mir zufällig nicht noch einmal stille
Den Schmerz ein letzter Laut des süßen Mundes,
Wenn Andres nicht mehr gönnte Schicksalswille.

Wie drang ins Tiefſte mir des Seelengrundes
Der Froſt, wenn Dienerſtimmen rauh erſchollen,
Statt jener, die erſehnt mein Herz, mein wundes!

Und dann — als endlich doch der zaubervollen,
Der theuren Lippe Ton erklang, verſchwebend
Alsbald im Hufſchlag, in der Räder Rollen:

Hinſtürzt' ich mich aufs Lager, ganz ergebend
Dem Schmerze, der Verzweiflung mich, der bittern,
Und drückt' ans Herz die Hand, und ſeufzte bebend.

Dann ſchleppt' ich auf den Knieen mich mit Zittern
Wehklagend durchs Gemach. Wird nicht für immer
Betäubt der Sinn in ſolchen Schmerzgewittern?

Ja, nur Erinnrung blieb, ſeit mit Gewimmer
Ich klagte ſo, die herbe: anderm Bilde
Und anderm Laut erſchloß mein Herz ſich nimmer.

Den Sinn umflorte mir das Leid, das wilde,
Wie wenn die Regenwolke, dichtgewoben,
Herabträuft taglang, traurig, aufs Gefilde.

Nicht kannt' ich dich, als du mit wildem Toben
Im Achtzehnjährigen, zum Leid geboren,
Zuerſt verſuchteſt deine Zauberproben,

O Liebesgott! — als ganz an mir verloren
War jede Luſt: der Wieſe Grün, das Blinken
Der Stern' und alle Sonnen und Auroren.

Des Ruhmes Ziel ſogar ließ ab, zu winken
Dem Aug, das erſt ſo heiß dafür entbrannte —
Der Schönheit Strahl nur wollt' es jetzo trinken!

Selbſt von der Wiſſenſchaft den Sinn ich wandte,
Und eitel ſchien ſie mir, in deren Lichte
Zuvor ich eitel alles Andre nannte.

O wie verwandelt war ich! — Wie zu nichte
Gemacht ist bald ein Trieb vom andern Triebe!
Was sind wir alle doch für schnöde Wichte!

Mein Herz nur achtet' ich und meine Liebe:
In ew'gem Zwiegespräch war ich mit ihnen,
Bedacht, daß nur der süße Schmerz mir bliebe!

Verüber gehn ließ ich mit kühlen Mienen
Am Aug', geheftet stets auf eine Stelle,
Was Holdes und Unholdes mir erschienen:

Zu trüben fürchtet' ich in mir das helle,
Das reine Bild, das ich ins Herz geschlossen,
Wie an der Luft sich trübt des Weihers Welle.

Und jener Schmerz, daß man nicht ganz genossen
Erschntes Glück — der schon so manchem Munde
Vergällt den Kelch, drein er wie Gift geflossen —

Zur Qual, ach, macht' er mir auch jede Stunde
Der hingeschwundnen Zeit. Doch nie noch drückte
Die Scham ins Herz mir eine Stachelwunde:

Wars doch nicht niedre Gier, was mich berückte.
Rein war — der Wahrheit schwör' ich es zur Steuer —
Die Flamme, die verzehrend mich beglückte.

Und stets noch lebt in mir dies heil'ge Feuer,
Lebt jenes Bild, das mein war anders nimmer,
Als Heil'genbilder sind — und das doch theuer

Mir ewig bleibt, und mir genügt für immer.

XI.

Der einſame Sperling.

Herunter von der Höh' des alten Thurmes,
Einſamer Sperling, kommſt du, ſingend immer
Bis Sonnenuntergang auf allen Auen,
Mit Klängen ſelbſt beſeelend ſtille Thäler.
In Lüften glänzt, in blauen,
Der Frühling rings und jauchzt auf den Gefilden,
Und wunderſam berührt er alles Leben.
Und Lämmer hörſt du blöken, Rinder brüllen,
Siehſt fröhlich alle Vögel um die Wette
Im freien Himmelsäther kreiſend ſchweben
Und ihrer ſchönſten Zeit Beruf erfüllen.
Du aber, ſinnend, weilſt auf öder Stätte,
Und nicht Gefährten ſuchſt du,
Nicht Spiel und Scherz kann Freude dir bereiten.
Du ſingſt, und ſo entſchwinden
Des Jahrs und deines Lebens Blütezeiten!

Wie ähnlich ſolchem Wandel
Iſt, ach, der meine! Scherz und fröhlich Lachen,
Des Jugendalters fröhliche Begleiter,
Und du, der Jugend Schweſter ſelbſt, o Liebe,
Die Seufzer weiß im Greis noch anzufachen,
Was iſt mir euer lärmendes Getriebe?
Fern flücht' ich euren Spuren:
Als Eremit, als Fremdling
Weil' ich auf Heimatfluren,
Und ſeh' des Lebens Frühling ſo verſtreichen.
Der Tag, der eben will dem Abend weichen,
Als Feſttag pflegt ihn unſer Ort zu feiern.
Horch, Glockenton, im reinen Blau zu hören,
Und ferne ſchallt von Weiler hin zu Weiler

Geknatter luſtig aus metallnen Röhren;
In feſtlichen Gewändern
Verläßt des Ortes Jugend
Die Häuſer, auf den Straßen froh zu ſchlendern;
Sie ſchaut und wird geſchaut, und freut ſich herzlich.
Doch ich, zu wandeln lieb' ich
Hinaus ins Feld, ins fern entlegne, ſchmerzlich
Bewegt, und Scherz und Freude ſtets verſchieb' ich
Auf andre Zeit, und während ſinnend ſchweifen
Die Blicke weithin, ſtreifen
Mich zwiſchen Bergen dort die letzten Strahlen,
Die nach den ſchönſten Tagen
Doch auch entſchwinden, gleich als wollten mahnend,
Wie ſchnell die ſchöne Jugend weicht, ſie ſagen!

Einſamer Vogel du! kommt einſt der Abend
Des Lebenstags, den dir das Schickſal gönnte,
Dein Thun und Daſein, könnte
Dichs je gereu'n? Nein! Ein Geſchenk der Mutter
Natur ſind deine holden Lebensfreuden!
Mir aber, iſt zu meiden
Mir nicht vergönnt die Schwelle
Des Alters, die verhaßte,
Spricht einſt mein Aug' nicht mehr zu fremden Herzen,
Iſt leer dem Blick die Welt, und kaum ſo helle
Die Zukunft als die Gegenwart: wie wird mir
Erſcheinen dann mein Leben,
Mein zweckloſ Thun, mein irdiſches Geſchicke?
Erfaſſen wird ein Grauſen mich, und troſtlos
Zurücke wenden werd' ich oft die Blicke!

XII.

Das Unendliche.

Mir theuer ſtets war dieſer öde Hügel
Und dieß Geſtrüpp, das einen großen Theil
Vom fernen Horizonte raubt den Blicken:
Doch ruhend hier und ſchauend träumt ſich jenſeits
Deſſelben unermeßne Fernen, träumt
Sich tiefſten Frieden, heil'ge Götterſtille
Der Sinn, wo nicht Geringes ſchon die Seele
Befängt mit Schrecken. Und wenn dann den Windhauch
Ich ſäuſeln hör' im Strauchwerk, dann vergleich' ich
Mit jener ew'gen Stille dieß Geſäuſel.
Da, ſiehe, kommt das Unvergängliche
Mir in den Sinn, vergangner Zeiten denk' ich,
Und unſrer Zeit, der lauten. Da verſchlingt
Den Geiſt die Woge des Unendlichen:
Und lieblich iſts in dieſer See zu ſcheitern.

XIII.

Feiertagsabend.

Sternhell und mild und windſtill iſt die Nacht,
Und ruhig über Gärten, ruhig über
Den Dächern ſteht der Mond, und zeigt das ferne
Gebirg in reinem Glanz. — Geliebteſte!
Nun ſchweigt der Pfad, und durch die Fenſter blinkt
Mit kargem Flackerſchein die nächt'ge Lampe:
Du ſchlummerſt! Sanft und leicht umfängt der Schlaf
In ſtiller Kammer dich, und ſorglos ruhſt du,
Nicht wiſſend, ach, nicht ahnend, welche Wunde
Du mir geöffnet mitten in der Bruſt!
Du ſchläfſt; doch ich erhebe mich, den Aether

Zu grüßen, der dem Aug' so mild erscheint,
Und die Natur, die ew'ge, allgewalt'ge,
Die mich zum Leid erschuf. „Dir", sprach sie, „sei
Versagt die Hoffnung, selbst die Hoffnung; dir
Erglänz' im Auge nur die Schmerzenszähre!"

Ein Festtag wars, und von Zerstreuungen
Ausruhst du nun, und denkst vielleicht im Traum,
Wie Vielen heute du gefielst, wie Viele
Dir selbst gefielen; meiner ach — wie hofft' ichs? —
Gedenkst du nicht. Ich frag' indeß, wie lang
Noch währen soll dieß Dasein. Auf den Boden
Hinwerf' ich mich und jammre laut. O Tage
Des Unheils in so früher Jugend! — Horch!
Unfern erschallt am Weg der einsame
Gesang des Manns, der heimkehrt spät am Abend,
Nachdem er sich vergnügt, zur niedren Hütte.
Und schmerzlich schnürt sich mir das Herz zusammen,
Denk' ich, daß Alles so vorübergeht
Und keine Spur zurücklässt. Sieh, dahin
Ist nun der Festtag, und dem Festtag folgt
Der Werktag: jedes menschliche Begegniß
Entführt die Zeit. Wo blieb der Lärm der Völker
Des Alterthums? Wo blieb der Kriegsruf
Der hochberühmten Ahnen, wo das Reich
Des stolzen Roms, die Waffen, das Getümmel,
Das brausend über Meer und Länder scholl?
Verstummt ist Alles und es ruht die Welt,
Und keine Rede geht von ihnen mehr.
In meiner Jugend schon, in jener Zeit,
Wo man ersehnt den Festtag — ach, wenn er
Vorüber war, da lag ich traurig, wach,
Auf meinem Lager; und in später Nacht,
Wenn draußen fern ein Lied ich so vernahm
Verklingend allgemach, da schnürte schon,
Wie jetzt, sich mir das tiefste Herz zusammen.

XIV.

An den Mond.

O holder Mond, heut wieder denk' ich deſſen,
Wie auch vor Jahresfriſt ich dieſen Hügel
Betrat, von Leid erfüllt, dich zu betrachten:
Und über jenem Walde hingſt du damals,
Wie nun du drüber hängſt, ihn ganz erhellend.
Doch nebelhaft und zitternd ob der Thränen,
Die quollen auf die Wimper mir, erſchien
Dein Antlitz meinem Aug'; denn traurig war
Mein Leben damals, und iſts noch, und ändert
Sich nimmer, o geliebter Mond! Und doch
Iſt mir Erinnrung lieb und meines Leides
Betrachtung! O, wie ſüß iſts, in der Jugend,
Die lange Hoffnung hat und kurz Gedächtniß,
Vergangnes ſtill bedenken, ob auch traurig
Der Sinn, und altes Leid noch immer währet!

XV.

Der Traum.

Der Morgen kam und durch geſchloßne Scheiben
Des Fenſters goß mir ins umdunkelte
Gemach der Tag den erſten Dämmerſchein,
Zur Stunde, wo der Schlaf am leichteſten,
Am ſüßeſten umſchattet unſre Lider, —
Da war's, als mir erſchien, ins Antlitz blickte
Das Bild des Weibes, das zuerſt mich Liebe
Gelehrt und dann — mich einſam ließ in Thränen.
Nicht todt erſchien ſie mir, doch blickte traurig
Ihr Angeſicht, wie einer Gramgebeugten!

Aufs Haupt mir legte sie die Hand und seufzend
Begann sie: „Lebst du noch, und in der Seele
Bewahrst du mein Gedächtniß noch?“ „Woher“,
Gab ich zur Antwort, „kommst du, theure Schöne?
Wie vieles Leid ertrug ich, trage noch
Um dich, und meinte nie, du solltest's wissen —
Und so gebrach nur mehr mir jeder Trost!
Doch, willst du mich ein zweites Mal verlassen?
Ich fürchte! Sprich, was ist mit dir geschehn?
Bist du dieselbe noch? Und was verzehrt
Dein Inneres?“ — „Vergessenheit umschattet
Dir die Gedanken und der Schlaf die Sinne“,
Sprach sie; „gestorben bin ich, und du sahst mich
Das letzte Mal vor Monden.“ Unermeßlich
Besing mein Herz das Leid bei diesem Wort.
Und weiter sprach sie: „In des Lebens Blüte
Geknickt, zur Zeit, wenn, ach, am süßesten
Das Leben — eh' das Herz ermißt, wie eitel
Ist jeder Hoffnungstraum! Herbeizuwünschen,
Was uns befreit aus allem Leid — wir lernen
Es früh genug, — und doch für zarte Jugend
Ist Schreckniß noch der Tod, und werth der Thränen
Ist eine Hoffnung, die das Grab verschüttet!
Was hilfts, zu wissen, was Natur verbirgt
Den Lebensunerfahrnen? und um Vieles
Ist besser als zu früh gereifte Weisheit
Unwissend-blindes Leid!“ — „Verstumme“, sprach ich,
„O Unglückselige, Theure! du zerreißest
Das Herz mir! Todt bist du, Geliebteste?
Und ich, ich lebe, und so wars verhängt,
Daß Todesnoth erprobten deine Glieder,
Die theuren, zarten, und mir ungeschädigt
Blieb dieser schnöde Leib? O wie so oft,
Wenn ich gedenke, daß du todt, daß nimmer
Ich dich im Leben sollte wiedersehen —
Nicht glauben kann ichs! Ach, was ist wohl das,

Was Tod genannt wird? Heut könnt' ichs erfahren,
Und dieß wehrlose Haupt der grausamen
Befehdung des Verhängnisses entziehn!
Ein Jüngling bin ich noch, doch meine Jugend
Rinnt fruchtlos mir dahin wie Greisenalter;
Vorm Alter beb' ich, und noch ists mir ferne.
Doch wenig nur vom Alter unterscheidet
Sich meine Blütezeit." — „Zum Leid geboren",
Sprach sie, „sind beide wir, und unserm Leben
Zulächelte kein Glück. An unsren Qualen
Vergnügte sich der Himmel!" — „Wenn mir nun",
Erwiedert' ich, „das Augenlid die Thräne
Verschleiert und die Blässe das Gesicht
Ob deines Hingangs, und voll Gram ich trage
Das Herz, sprich, fiel von Liebe, fiel von Mitleid
Ein Funke niemals in die Seele dir,
So lang du lebtest? Ach, verzweifelnd schleppt' ich
Und hoffend mich die Tage hin, die Nächte;
Und heut in dieses Zweifels Schwankungen
Ermüdet mir der Geist. Befiel nur einmal
Ein Schmerzgefühl dich um mein dunkles Leben,
Verhehl' es nicht, ich flehe. Laß Erinnerung
Mich trösten, da geraubt ist unserm Leben
Die Zukunft." — Und sie sprach: „Getröste dich,
Unglücklicher! Nie war, so lang ich lebte,
Ich mitleidskarg für dich, noch bin ichs jetzt,
Denn elend war auch ich. Nein, keine Klagen
Erhebe gegen mich unsel'ges Weib!"
„Bei unserm Schmerzenslooſe, bei der Liebe,
Die mich verzehrt", rief ich, „beim trauten Namen
Der Jugend und bei der verlornen Hoffnung,
Die lebend wir gehegt, laß mich berühren,
Geliebte, dich!" — Da reichte sie mit sanfter,
Doch trauriger Geberde mir die Hand.
Doch während ich mit Küssen sie bedecke,
Und an das Herz, das mächtig athmende,

Sie leidvoll-zärtlich drücke, deckt mit Schweiß
Sich Bruſt und Antlitz glühend mir, es ſtockt
Das Wort mir in der Kehle, ſchwindelnd ſeh' ich
Des Tages Licht vor meinem Auge tanzen:
Und tief und innig in mein Aug' verſenkend
Das ihre, ſprach ſie: „Denkſt du nicht, o Theurer,
Daß ich entkleidet bin all meiner Schöne?
Vergebens, o Unglücklicher, in Sehnſucht
Erglühſt du noch und zitterſt. Fahre wohl!
Getrennt auf ewig bleiben unſre Seelen
Und unſre Leiber. Mir nicht lebſt du, mir
Nie wieder wirſt du leben. Schon zerriß
Den Bund der Treue, die du mir geſchworen,
Das Schickſal.“ Alſo ſprach ſie. Da vor Angſt
Aufſchreien wollt' ich, und, krampfhaft erbebend,
Die Augen quellend von Verzweiflungsthränen,
Riß ich mich los aus Schlummersbanden. Sie
Stand mir im Aug' noch immer — ſie erblickt' ich
Im Dämmergrau'n des Morgens lange noch!

XVI.

Das einſame Leben.

Es klopft an meine Hütte ſacht, mich weckend
Aus leichtem Schlaf, des morgendlichen Regens
Geträufel, während im verſchloßnen Stalle
Die Henne mit Gegacker ſchlägt die Flügel
Und ſpähend an das Fenſter tritt der Landmann,
Und ihren Zitterſtrahl die Sonne wirft,
Die junge, unter flieh'nde Sternenſchaaren:
Da mich erhebend preiſ' ich froh die Wölkchen,
Die leichten, und der Vögelchen Gezwitſcher,
Den friſchen Hauch, die heiteren Gefilde.

Denn nur zu lang, unſel'ge ſtädtiſche Mauern,
Sah und erkannt' ich euch, dort wo der Haß
Des Leids Gefährte, wo ich leidvoll lebe,
Und leidvoll ſterben werde, ach, wohl bald!
Nur du, Natur, zeigſt Mitleid mir, wiewohl
Ein karges, hier, die einſt um vieles noch
Sich milder mir gezeigt! Ach, du auch wendeſt
Hinweg den Blick vom Elenden; auch du
Schreckſt vor dem Leid, dem Mißgeſchick zurück,
Und beugſt dich ſklaviſch vor des Glückes Göttin.
So bleibt kein Freund im Himmel und auf Erden
Unglücklichen, kein Tröſter — als das Eiſen.

Zuweilen ſitz ich an entlegnem Ort,
Auf einem Abhang, an des Sees Geſtad,
Wo ſtille Pflanzen krönend mich umranken.
Dort wenn der Mittag hoch am Himmel ſteht,
Malt in der Flut ihr ruhig Bild die Sonne;
Nicht Gras noch Blatt bewegt im Winde ſich,
Kein Wellchen kräuſelt ſich, kein Grillchen zirpt,
Die Schwinge regt kein Vogel in den Zweigen,
Kein Falter flattert, nah und ferne rings
Siehſt du, vernimmſt du Stimme nicht noch Regung.
In tiefſter Ruh verſunken iſt die Flur:
Und ſo die Welt vergeſſend und mich ſelbſt
Dort ſitz' ich reglos, wie gelöſ't erſcheinen
Mir meine ruh'nden Glieder ſchon, Empfindung
Bewegt ſie nimmer, und mit ihrer Ruh
Iſt eins geworden jenes Ortes Stille!

O Liebe, Liebe, fern entflogen biſt du
Aus meiner Bruſt, die einſt ſo heiß geweſen,
Ja glühend! Nun hat Unglück es zuſammen
Gepreßt mit kalter Hand, in Eis verwandelt
Iſt's in des Lebens Frühling! Oft gedenk' ich
Der Zeit, wo in mein Herz du dich geſenkt!

Die ſüße Zeit wars, die nie wiederkehrt,
Die Zeit, wenn ſich dem jugendlichen Blick
Erſchließt die Bühne dieſer Welt und ihm
Zulächelt als ein Paradies! Dem Jüngling
Pocht in der Bruſt vor jungfräulicher Hoffnung
Das Herz, und vor Verlangen, und ans Werk
Des Lebens geht der arme Sterbliche
Gleichwie zu Tanz und Spiel. Doch kaum bewußt,
O Liebe, ward ich dein, als ſchon mein Leben
Zertrümmerte das Schickſal, und nichts Andres
Als Thränen mehr geziemte meinem Auge!
Zuweilen freilich, wenn auf lichten Fluren
Am ſtillen Morgen, oder wenn im Strahl
Der Sonne Dächer, Hügel, Felder glänzen,
Wenn da mir eines holden Kindes Antlitz
Begegnet — oder wenn in ſanfter Stille
Der Sommernacht den irren Schritt ich hemme
Vor ländlicher Behauſung irgendwo,
Und, ſtill den Blick geſenkt, noch eines Mädchens
Helltönenden Geſang vernehme, das
Im einſamen Gemach dem Werk der Hände
Die Nacht auch opfert: da beginnt zu pochen
Mein armes Herz von Stein; bald aber ſinkt es
Zurück in ehrnen Schlaf, denn fremd geworden
Iſt ihm für immer jede ſanfte Regung!

Geliebter Mond, in deſſen ſtillem Scheine
Das Wild im Haine tanzt, darob der Jäger
Am Morgen klagt, weil ihm, verwirrt, die Fährte
Unkenntlich iſt, und vom Verſteck der Thiere
Seitab ihn lenkt der Irrthum. Sei gegrüßt,
Du milder Fürſt der Nächte! Feindlich fällt
Dein Strahl ins Waldgebüſch, auf Felſenpfade,
In wüſtverfallne Mauern, auf den Stahl
Des bleichen Räubers, der geſpannten Ohrs
Der Räder Rollen und der Roſſe Trab

Belauſcht von fernher, und den Schritt des Wandrers
Am ſtillen Pfad — dann plötzlich, unverſehens,
Mit Waffenklang und rauher Stimme Drohn
Und mit dem grauſen Blick das Herz verſteinert
Des Wanderers, den halbentſeelt und nackt
Er bald zurückläßt unter Felſen. Feindlich
Trifft du mit bleichem Schimmer in den Gaſſen
Der Stadt den ſchnöden Buhler, der ſich ängſtlich
Drückt an die Mauern, und im Schattendunkel
Sich hält, und lauſchend öfters ſtille ſteht,
Zuſammenſchrickt vor brennenden Laternen
Und offnen Fenſtern. Feindlich biſt du ſo
Den Böſen, aber mild und freundlich immer
Iſt mir dein Anblick hier auf dieſen Fluren,
Wo du mir Andres nicht als heitre Hügel
Und weite Felder zeigſt. Ich pflegte ſchon
In jugendlich-unſchuld'ger Zeit, dein Licht
An vielbewohnten Stätten anzuklagen,
Wenn es dem Blick der Menſchen mich verrieth,
Und meinem Aug der Menſchen Anblick zeigte.
Nun werd' ich ſtets dich loben, magſt in Wolken
Du ſegeln, oder, reinen Glanzes wallend
Als Herrſcher auf des Aethers lichter Flur,
Herniederſchaun auf dieſe Menſchenwelt,
Die thränenvolle! Mich wirſt oft du noch
Einſam durch Wald und Felder ſchweifend ſehn,
Zuweilen ruhend auch im Gras — zufrieden,
Daß Herz und Odem mir noch blieb — zu ſeufzen!

XVII.

Conſalvo.

Conſalvo lag auf ſeinem Sterbelager
Am letzten ſeiner Tage — grollend einſt
Dem Schickſal, nun nicht mehr, denn, in der Mitte
Des fünften Luſtrums, ſchwebt ihm überm Haupt
Vergeſſenheit, die ſüße. Wie ſeit langem,
Dalag er nun an ſeinem Sterbetage,
Von ſeinen liebſten Freunden all verlaſſen.
Denn immer bleibt zuletzt kein Freund auf Erden
Dem Manne, der des Jrd'ſchen überdrüſſig!
Doch ihm zur Seite war, bewegt von Mitleid,
Zum Troſt der traurigen Verlaſſenheit,
Sie, die allein und immer ſein Gedanke,
Elvira, durch der Schönheit Reiz berühmt.
Der eignen Macht bewußt, wohl wiſſend, daß
Ein Blick von ihr, ein Wort, von holdem Troſt
Nur angehaucht ein weniges, ach, tauſend
Und tauſend Mal getreulich wiederholt
In eingedenker Seele, Nahrung, Stütze
Dem Herzen war des armen Liebenden,
Obgleich kein Wort der Liebe je von ihm
Ihr Ohr vernommen. Stets in ſeiner Seele
War ſtärker als der Sehnſucht tiefer Drang
Die nie bezwungne Scheu. Zum Kind, zum Sklaven
Hatt' ihn gemacht das Uebermaß der Liebe!

Doch endlich riß der Tod die Bande, die
Gefeſſelt ſeine Zunge. Nah ſchon fühlend
Den Augenblick, wo ſich das Jrd'ſche löſ't,
Faßt an der Hand er die Entwandelnde,
Und, drückend dieſe liljenweiße Hand,
Spricht er: „Du gehſt, es zwingt die Stunde dich:

Leb' wohl, Elvira. Nimmermehr erblick' ich
Dich wieder. — Lebe wohl! Ich ſage dir
So heißen Dank für deine treuen Sorgen,
Als meine Lippe ſagen kann. Belohne
Dich, wer's vermag, wenn Lohn beſtimmt den Edlen!" —
Das ſchöne Weib erblaßt' und ihrer Bruſt
Entrang ein Seufzer ſich, denn ſtets bedrückt
Das Menſchenherz leidvoll der Augenblick,
Wenn ſcheidend ſagt ein Menſch — und wär' er fremd auch —
Auf ewig Lebewohl! Zu widerſprechen
Ermannt ſie ſich verſtellt der Todesahnung
Des Sterbenden. Doch noch zuvor kam Jener
Dem Wort und ſprach: „Erſehnt, ja, viel erſehnt,
Und viel erfleht — du weißt's — kommt mir der Tod,
Und nicht gefürchtet. Heiter mir erſcheint
Der letzte Tag! Wohl drückt es mich, daß ich
Für immer dich verliere. Weh! für immer
Zu ſcheiden ziemt's. Mir ſpaltet ſich das Herz
Bei dieſem Wort. Nie mehr dein Antlitz ſchau' ich,
Noch hör' ich deinen Laut! O ſprich — Bevor
W[illegible] ſcheiden, o Elvira, willſt du nicht
Mir geben — einen Kuß, nur Einen Kuß
Für dieß mein ganzes Leben? Wer verweigert
Dem Sterbenden die Gnade, die er fleht?
Und nie ja kann ich des Geſchenks mich rühmen,
Der ich ſchon halb entſeelt, und dem noch heut,
In wenig Augenblicken, fremde Hand
Die Lippe ſchließt auf ewig." Alſo ſprach er
Mit Seufzen, drückte flehend auf die Hand
Der Angebeteten die kalte Lippe.

Unſchlüſſig ſtand, verſunken in Gedanken,
Das ſchöne Weib. Gewendet war ihr Antlitz,
Von tauſend Reizen ſtrahlend, nach dem Antlitz
Des Unglückſeligen, auf dem erglänzte
Die letzte Thräne. Nicht vermocht' ihr Herz

Die Bitte zu verſchmähn, den düſtren Abſchied
Durch Weigrung zu verbittern: und es ſiegte
Das Mitleid mit der wohlbekannten Glut!
Und dieſes Himmelsantlitz, dieſer Mund,
So heiß erſehnt, durch vieler Jahre Lauf
Ein Gegenſtand der Seufzer und der Träume,
Sanft naht' es ſich dem düſtren Angeſicht
Dem ſchon erblaſſenden in Todesnoth,
Und heilger Güte voll, erhabnen Mitleids,
Bedeckt die Lippe ſie, die wie im Krampf
Erzitternde, des Liebenden mit Küſſen.

Was ward aus dir alsdann? Was waren Leben
Und Tod und Mißgeſchick vor deinen Augen,
O ſcheidender Conſalvo? Noch die Hand,
Die er in ſeiner hielt, der Heißgeliebten,
Legt' er aufs Herz ſich, drin die letzten Schläge
Des Todes und der Liebe ſtill verbebten,
Und ſprach: „Elvira, o Elvira — wohl
Bin ich auf Erden noch; wohl lag dein Mund
Auf meinem und ich drücke deine Hand!
Unglaublich ſcheint es mir — ein Traum, ein Spiel
Der Phantaſie. O wie ſo viel, Elvira,
Dank' ich dem Tod! Verborgen war vorher
Dir meine Liebe nicht auch kurze Zeit,
Nicht dir, nicht Andern; nicht verbirgt auf Erden
Sich wahre Liebe je. Nein, offenbar
Verrieth dir's Haltung, Aug', befangne Miene —
Doch nicht die Lippe. — Jetzt und immerdar
Wär' ſtumm geblieben das unendliche
Gefühl, das ganz mein Herz beherrſcht, wenn nicht
Ermuthigt mich der Tod. Mit meinem Looſe
Zufrieden ſ'erb' ich nun — nicht mehr beklag' ichs,
Daß ſich dem Licht erſchloß mein Aug'. Ich lebte
Vergebens nicht, nun mirs vergönnt, zu drücken
An dieſen Mund den meinen. Glücklich preiſ' ich

Mein Loos! Zwei holde Dinge hat die Welt:
Die Liebe und den Tod. Den einen ſendet
Der Himmel in des Lebens Blüte mir,
Und durch die andre fühl' ich mich beſeligt.
O hätteſt früher du ein einzig Mal
Geſtillt mein Liebesſehnen — ſieh, für immer
Zum Paradieſe hätte ſich gewandelt
Vor meinem Aug' die Erde. Selbſt das Alter,
Das vielverhaßte, gern hätt' ichs ertragen,
Zufriednen Sinnes, denn es zu ertragen
Genügte mir für immer die Erinnrung
Des einen Augenblicks, wo ich beglückt,
Ja über Alle war beglückt! Doch ach,
So hohes Glück gewährt das Schickſal nicht
Der irdiſchen Natur. So heiß zu lieben
Und glücklich — Keinem iſts vergönnt. Und doch,
In Henkershände, unter Geißelſchlägen,
Auf Rad und Holzſtoß wär' ich froh gegangen
Aus deinen Armen, froh hinabgeſtiegen
Ins allgefürchtet ew'ge Todesgraun!

Heil ihm, Elvira, Heil ihm über alle
Unſterblichen, dem du das holde Lächeln
Der Liebe zeigſt! Heil ihm nicht minder auch,
Der für dich geben dürfte Blut und Leben!
Vergönnt iſts Sterblichen, — kein leerer Traum iſts,
Wie ich ſo lang gewähnt — vergönnt iſts, glücklich
Zu ſein auf Erden. Ich erkannt's am Tage,
Als ich zuerſt dich ſah. Ich wußte, daß
Mir tödtlich jener Tag. Und doch vermocht' ich
Mit feſtem Sinne nie, trotz allen Leides,
Dem Tag zu grollen, dem verhängnißvollen!

Nun lebe glücklich, und die Welt verſchöne
Mit deinem Angeſicht, Elvira! Keiner
Wird je dich lieben, wie Conſalvo liebte!

Solch Glutgefühl erſteht kein zweites Mal!
Ach, in ſo langer Zeit, wie heiß, wie heiß
Rief dich mein Sehnen weinend ſtets und klagend!
Vernahm ich deines Namens Laut, Elvira,
Das Herz erſtarrte mir und ich erblaßte;
Bei deiner Tritte Nahn, wie zittert' ich,
Und ach, bei deiner Engelsſtimme Klang,
Und bei dem Anblick deines Angeſichts, —
Ich, der ich doch vorm Tode nicht erzittre! —
Doch, Kraft und Odem hab' ich länger nicht
Für Liebesworte! Meine Zeit iſt um,
Und dieſes Tags mich zu erinnern, ach,
Iſt mir verſagt. So lebe wohl, Elvira,
Mit meinem letzten Lebensfunken ſchwindet
Dein liebes Bild aus meinem Herzen — endlich!
Fahr wohl! War nicht zur Laſt dir meine Liebe,
So ſchenke morgen, wenn der Tag ſich neigt,
Auch einen Seufzer meinem Sarge d u!"

Er ſprachs, und ſchwieg, und mit der Rede Laut
Entwich der Geiſt, und vor dem Abend ſchwand
Ihm aus dem Blick ſein erſter ſel'ger Tag!

XVIII.

An die Geliebte.

O theure Schönheit, mir das Herz entfachend
Von fern, ob auch du mir verbirgst die Züge,
(Wenn deines Schattens Flüge
Nicht himmlisch wie im Traume
Das Herz berühren, und im Feld, wo lachend
Die Schöpfung und der Tag mir glänzt, der holde)
Beschrittst du irdsche Räume
In bessern Zeiten, die benannt vom Golde?
Und nun als leichter Lufthauch
Schwebst du durchs Volk hin? oder hat das Walten
Des Schicksals dich der Zukunft aufbehalten?

Mir bleibt, dich als Lebendige zu schauen,
Kein Hoffnungsstrahl. Werd' ich dich etwa finden
Dereinst, wenn, ledig dieser irdschen Hülle,
Auf neuer Bahn zu unbekannten Auen
Hinwallt mein Geist? Schon als sich mir erschlossen
Der Jugend Pfad, unsicher und umdunkelt,
Dacht' ich dich mir auf diesen rauhen Gründen
Als Pilgerin. Doch kein Geschöpf auf Erden
Gleicht dir, und wem gelänge, gleich zu werden
Dir an Geberde, Zügen, Sprache — nimmer
Erglänzt' er doch wie du in gleichem Schimmer!

Wenn Einer in der lastenden Bedrängniß,
Die das Geschick zum Antheil uns beschieden,
Dich schaute, wie vor mir im Traum zu schweben
Du pflegst, und froh dir weihte Lieb' und Treue,
Wie selig wär' sein Leben!
Und wohl empfind' ich, wie nach Ruhm aufs neue
Zu jagen, wie in erster Jugend, Liebe

Mich könnte spornen. Doch es giebt der Himmel
Nicht solchen Trost. Wär' doch dieß Sein, das trübe,
Mit dir gleich jenem, das im Himmel oben
Zu Göttern macht die Götter, glanzumwoben!

In Thälern, wo erklingen
Des müden Landmanns Lieder,
Da sitz' ich und betraure
Des Jugendmuths allmähliches Zerrinnen,
Und auf den Hügeln streck' ich hin die Glieder,
Verlornem Sehnen, Hoffen nachzusinnen
Der schönen Jugendtage — da erwach' ich
Und denk' an dich und bebe.
O, wärs nur stets vergönnt mir, festzuhalten
Dein Bild hier — es genügte mir sein Schimmer,
Da Wirklichkeit versagt mir ist für immer.

Wenn du von jenen ewigen Ideen
Bist eine, die bisher die ew'ge Weisheit
Zu kleiden sich gescheut in irdsche Formen,
Und in hinfäll'ger Hülle preiszugeben
Dem todverfallnen Leben
Und seinen Qualen — oder wenn dort oben
Von jenen unzählbaren Welten eine
Dich hält, ein Stern, der glänzt in holderm Scheine,
Der Sonne nah, umweht von mildern Lüften, —
Von hier, wo flüchtig sind der Freude Blüten,
Nimm hin das Lied des Fremden, Lieberglühten!

XIX.

An den Grafen Carlo Pepoli.

Den Schlaf voll ängſtlich wilder Träume, den
Wir Leben nennen, wie erträgſt du ihn,
Mein Pepoli? Mit welchen Hoffnungen
Hinfriſtet ſich dein Herz? In welchem Denken,
In welchem Thun, erfreulich oder drückend,
Hinbringſt die Muße du, die ferne Ahnen
Vererbten dir als mühevolles Gut?
Iſt doch des Menſchen Daſein Müßiggang,
Nur Müßiggang, wenn jenes Thun und Wirken,
Das nicht nach würd'gem Ziele trachtet, oder
Das nie zum Ziel gelangt, zu nennen ziemt
Ein müßiges. Das Völkchen, das betriebſam
Die Scholle pflügend, pflanzend, Heerden hütend,
Den Morgen ſieht und ſieht des Abends Stunde —
Wenn du es müßig nennſt, weil all ſein Leben
Darauf nur zielt, das Leben ſelbſt zu friſten,
Und für ſich ſelber keinen Werth beſitzt,
So ſprichſt du wahr! Dann bringt die Tag' und Nächte
Der Fährmann müßig hin; nur Müßiggang
Iſt jedes unabläß'ge Schweißbemühn
Der Werkſtatt, Müßiggang die nächt'ge Wache
Des Kriegers und ſein tödtlich Waffenhandwerk,
Und müßig lebt der habſuchtglüh'nde Kaufherr:
Denn nicht für ſich erwirbt noch auch für Andre
Auf Erden Einer je das holde Glück,
Nach welchem ſtrebt die menſchliche Natur,
Mit Schweiß und Sorge, Wachen und Gefahr!
Doch für den ungeſtümen Drang nach Glück,
In welchem, ſeit das Licht erblickt die Welt,
Vergeblich alle Menſchenherzen ſeufzen,
Hat an der Stelle der Arznei Natur
Ins unglückſel'ge Sein uns mitgegeben

So manch Bedürfniß, dem nicht ohne Mühe
Und Sinnen Stillung wird — daß ausgefüllt,
Wenn auch nicht heiter, schwinde so der Tag
Den Menschenkindern, und im wirren Drang
Nach glücklich heitrem Dasein hingegeben
Dem Thun, das ihr Beruf, sie minder traurig,
Als wir, das Sein empfinden, minder drückend,
Und minder über lange Weile klagend!
Doch wir, die andern Händen wir vertraun
Die Sorge für die Fristung unsres Lebens,
Wir müssen die noch schwerer lastende
Nothwendigkeit ertragen, die für uns
Kein Andrer kann ertragen — wir ertragen
Mit Ueberdruß und Unmuth sie, die schnöde
Nothwendigkeit: das Leben hinzubringen,
Die grausame, die unerträgliche
Nothwendigkeit, die nicht gehäufte Schätze,
Nicht Heerdenreichthum, oder üpp'ge Felder,
Kein Purpurmantel und kein Königshof
Erleichtern kann dem Menschen. Und wenn Einer,
Sein schnödes Sein verwünschend, und das Licht
Des Tages hassend, seinem späten Schicksal
Zuvorzukommen, mörderisch die Hand
Nicht auf sich selber richtet, sucht er thöricht
Für jene Qual der unheilbaren Sehnsucht,
Die da vergebens schmachtet nach dem Glück,
Der wirkungslosen Mittel tausende,
Die stets doch kärglichen Ersatz nur bieten,
Für jene, die Natur allein gewährt.

Ihn hält der Kleider Schmuck, des Haares Pflege,
Des Gangs, der Haltung Feinheit, Leidenschaft
Für Ross' und Wagen, glänzend volle Säle,
Geräuschvoll menschendichte Plätze, Gärten,
Ihn Spiel, Gelage, Tänze, vielbeneidet,
Beschäftigt Tag und Nacht: von seiner Lippe

Weicht nie das Lächeln, aber, ach, im Buſen,
In tiefſter Bruſt, da, ſchwer und unbeweglich
Wie eine diamantne Säule, ruht
Die Langeweil' — unſterblich, gegen welche
Machtlos iſt Jugendmuth, machtlos
Der ſüße Laut von einer Roſenlippe,
Machtlos der zarte Blick, der zitternde,
Aus dunklem Augenpaar, der ſüße Blick,
Das göttlichſte von allen ird'ſchen Dingen!

Und Mancher, gleich als dächt' er zu entrinnen
Dem traurigen Geſchick, bringt, Himmelsſtriche
Und Länder wechſelnd, hin ſein Leben, ſchweift
Weit über Berg' und Meeresflut, durchwandert
Den ganzen Erdkreis; jede fernſte Grenze
Des Raums, den in unendlichen Gefilden
Des Alls erſchloß dem Menſchen die Natur,
Ermißt ſein Wanderſchritt. Doch ach, es ſitzt
Dicht hinter ihm am Schiffsverdeck die Sorge,
Die dunkle, unter jedem Himmel ruft man
Umſonſt das Glück — nur düſtre Trauer herrſcht.

Und Manche giebt es, die zum Zeitvertreib
Des Schlachtengotts grauſames Werk erwählen,
In Blut die Hände tauchen, zu entfliehn
Dem Müßiggang und Manche tröſten ſich
Mit fremdem Schaden, denken minder elend
Zu ſein, wenn Andere ſie elend machen:
So bringen ſie die Zeit mit Schädigung
Des Nächſten hin. Ein Andrer jagt nach Tugend
Und Weisheit oder Künſten, Andre bringen
Das eigne Volk bedrückend oder fremdes,
Und ferner Länder alte Ruhe ſtörend
Mit Handelsluſt, mit Waffen und mit Liſten,
Ihr zugemeſſnes Theil des Lebens hin.

Dich lenket sanftrer Wunsch und süßre Sorge
In deiner Jugend Blütezeit, im holden
April der Jahre, Andern liebstes, erstes
Geschenk des Himmels, bitter, schwer und feindlich
Dem, der kein Vaterland besitzt. Dich regt und stachelt
Der Dichterwerte Wissenschaft, die Deutung
Des Schönen, das nur selten, karg und flüchtig
Erscheint hiernieden, und auch jenes Andren,
Das, gütiger als Himmel und Natur,
Die unerschöpfte Phantasie hervorbringt
Und unser eigner Wahn. O tausendmal
Beglückt der Mann, der die hinfäll'ge Kraft
Des holden Phantasirens nicht verliert
Im Zeitenumschwung; welchem ew'ge Jugend
Des Herzens mild gewährte das Geschick;
Der in der Vollkraft Tagen und des Welkens,
Wie er gepflegt in grüner Blütezeit,
In seinem Geiste die Natur verschönert,
Der Wüste Leben giebt, und selbst dem Tode.
Dir gebe dies der Himmel, und es habe,
Die jetzo dich mit ihrem Wort befeuert,
Dich einst auch als ergrauten Freund, die Dichtkunst.
Von mir, ach, seh' ich all den süßen Trug
Der Jugend weichen, schwinden aus den Augen
Die holden Bilder, die so sehr ich liebte,
Die immer, bis zu meiner letzten Stunde,
Ersehnt, beweint mir sind in der Erinnrung.
Wenn nun erkaltet ist und ganz erstarrt
Dieß Herz dereinst, und auf besonnten Fluren
Nicht Einsamkeit, die heiterlächelnde,
Noch morgendlicher Vögel Frühlingslied,
Noch unter heitrem Himmel, über Hügeln
Und Feldern mir der stille Mond die Seele
Bewegt und in Natur und Kunst das Schöne
Mir seelenlos und stumm ist, hoher Sinn
Und zarte Regung ganz mir fremd geworden —

Dann will ich, bettelnd nur um eignen Troſt,
Mir anderes Beſtreben, minder lieblich,
Erwählen, dran des ehern-rauhen Lebens
Werthloſen Reſt ich wende. Alles Bittre
Der Wahrheit und die blinden Schickſalsloose
Der irdiſchen und überird'ſchen Dinge
Will ich erforſchen, und wozu geſchaffen,
Von Elend immerdar und Leid belaſtet,
Das menſchliche Geſchlecht; zu welchem Ziel
Es dränge Schickſal und Natur, und wem
Zur Luſt iſt unſer Jammer oder frommt;
Nach welcher Richtſchnur, welchen Ordnungen
Dieß All ſich wälzt, das weiſe Männer preiſen,
Ich aber zu bewundern mich beſcheide! —

In ſolchem Sinne will ich meine Muße
Hinleben: denn gekannt, ob traurig auch,
Hat Wahrheit auch ihr Süßes. Und wenn oft,
Von Wahrheit redend, meine Worte nicht
Willkommen, nicht verſtanden ſind im Volke,
Nicht ſoll michs quälen! Glüht doch längſt der Göttin
Des Ruhms in meiner Bruſt kein Opfer mehr:
Der Göttin, die nicht eitel blos, nein blinder
Noch iſt als die des Glücks, und die der Liebe!

XX.

Das Wiedererwachen.

Erloſchen wähnt' ich lange ſchon
Mir gänzlich im Gemüthe,
Noch in des Lebens Blüte,
Der Jugend ſüßes Leid:

Das ſüße Leid, die Regungen,
Die zärtlichen, der Seele —
Was immer, obs auch quäle,
Uns wird zur Seligkeit.

Wie klagt' ich, weint' ich — ſiehe, da
Erſtarb im neuen Leben
In meiner Bruſt, umgeben
Von Eis, des Schmerzes Luſt!

Des Herzens lautrer Schlag erſtarb,
Es ſchwand, die hold mich lockte,
Die Liebe mir, es ſtockte
Der Seufzer in der Bruſt.

Als troſtberaubt und leer und todt
Mein ird'ſches Sein beweint' ich,
Erſtarrt im Froſte, meint' ich,
Sei rings um mich die Welt.

Oed ſchien der Tag mir, öder noch
Als ſonſt der Nächte Dunkel,
Erloſchen das Gefunkel
Der Stern' am Himmelszelt.

Doch dieſes Leides Urquell, ach!
War noch das alte Minnen;
In meiner Bruſt tiefinnen,
Da lebte noch das Herz.

Geheim noch immer hing der Sinn
An ſüßgewohnten Bildern;
Mein düſteres Verwildern —
Es war noch Liebesſchmerz!

Bis endlich dieſe letzte Spur
Des Grames in der Seele
Mir auch erloſch, der Kehle
Kein Ach ſich mehr entrang.

Dalag ich, hatte jedem Troſt
Für immer abgeſchworen:
Es gab das Herz verloren
Sich ſelber, todesbang!

O, wie verſchieden war ich jetzt
Von dem, der heiß erglühte,
Der jüngſt noch im Gemüthe
So holden Wahn genährt!

Mir ſang nicht mehr die Schwalbe, die
Mit frohem Flügelſchlage
Mich ſonſt geweckt, dem Tage,
Dem neuen, zugekehrt.

Mir rührt' in ſtiller Hütte nicht
Das Herz im Herbſt, dem fahlen,
Beim Kuß der letzten Strahlen
Der Abendglocke Schall.

Der Abendhimmel glänzte mir
Umſonſt auf ſtillem Gange:
Mir ſang mit ſüßem Klange
Umſonſt die Nachtigall.

Und du, o zärtlich Augenpaar,
Ihr Blicke, lieblich irrend,
Den Liebenden verwirrend
Zuerſt mit Zaubermacht;

Und jene bleiche, weiße Hand,
Die meine faſſend achtlos —
Das Alles, ach, war machtlos
In meines Stumpfſinns Nacht!

So freudeleer, doch finſter nicht
Bin Andern ich erſchienen;
In heiter ſtillen Mienen
Lag Trauer nicht noch Luſt.

Es hätte ſich mein Wunſch den Tod
Als Leidensziel erleſen,
Wär möglich noch geweſen
Ein Wunſch in meiner Bruſt.

Gleichwie der matte Daſeinsreſt
Des Alters, froſtig, ſchnöde,
Verrann mir ſchal und öde
Des Lebens junger Mai:

Und ſo hinſchleppteſt du, mein Herz,
Die hehre Zeit im Stillen,
Die nach der Götter Willen
So flüchtig wallt vorbei!

Doch nun — wer weckt aufs neue mich
Aus dumpfen Schlummers Banden?
Mit welcher Macht umwanden
Mich neue Triebe nun?

So wars, ihr ſanften Regungen,
Herzſchläge, ſüßes Beben,
Von euch mir nicht gegeben
Für immer auszuruhn?

Biſt du's, o Flamme, die zum Stern
Des Lebens ich erkoren?
Biſt du's, den ich verloren,
Traun meiner Blütezeit?

Wohin mein Auge ſchweifen mag,
Mir weht auf allen Wegen
Ein Hauch von Schmerz entgegen,
Doch auch von Seligkeit!

Ein neues Leben regt ſich rings,
Am Strand, im Wald. Zu ſprechen
Beginnt die Flut in Bächen,
Und flüſternd rauſcht das Meer.

Wer giebt zurück die Thränen mir,
Nach langer Herzensöde —
Wie glänzt die Welt, die ſchnöde,
Verwandelt mir ſo ſehr!

Hat etwa dich ein milder Blick
Der Hoffnung, Herz, getroffen?
Nein! Fern dir bleibt das Hoffen,
Das Andern Wonne ſchafft.

Nur lockende Bethörung iſt
Und Schmerz mein Angebinde,
So daß ich nimmer finde
Die gramerſtickte Kraft!

Doch gänzlich nicht vernichtet iſt
Sie vor des Schickſals Tücken,
Noch vor den grauſen Blicken
Der Wahrheit, die mich ſchreckt:

Ich weiß, wie meine Phantaſie
Fern dieſer Wahrheit Spur iſt:
Ich weiß, daß taub Natur iſt
Und nichts ihr Mitleid weckt.

Ich weiß, daß nicht ſie unſer Wohl,
Nein, unſer Sein nur kümmert —
Bleibt dieß nur unzertrümmert,
Was fragt ſie nach dem Leid?

Ich weiß, daß unter Menschen nie
Elenden blüht Erbarmen,
Daß vor dem fleh'nden Armen
Sich flüchtet Jeder weit.

Ich weiß, daß Tugend, Geisteskraft
Jetzt unbeachtet schmachten,
Daß jedem edlen Trachten
Selbst nackter Ruhm gebricht.

Und eitel, himmlisch Augenpaar,
Ist auch dein Glanz, der reine;
Was glüht in diesem Scheine,
Das ist die Liebe nicht!

Kein Herzensdrang erglänzt darin,
Wie hold der Strahl mag gleißen,
In dieser Brust, der weißen,
Kein Liebesfunke ruht.

Und Andrer zärtlich Nahn, mit Spott
Erwiedert sie's und Hohne;
Verachtung giebt zum Lohne
Sie himmlisch reiner Glut.

Und dennoch, dennoch klopfst du, Brust,
In stürmischer Bewegung:
Ob seiner eignen Regung
Verwundert sich das Herz.

Von dir, mein Herz, kommt dieser Hauch,
Der letzte, kommt dieß Glühen,
Das alte, mir verliehen
Als süßer Trost im Schmerz!

Es fehlen mir, ich fühl's, zum Geist,
Der edel und erhaben,
Natur und Schicksalsgaben,
Besitz und Schönheitszier!

Doch pochſt du, Herz, vom Schickſal nicht
Gebeugt und überliſtet,
Dank' ich der Macht, die friſtet
Den Hauch des Odems mir!

XXI.

An Silvia.

O Silvia, gedenkſt du
Noch jener Tage deines Erdelebens,
Als Schönheit dir im Auge,
Dem heiter ringsum ſchweifenden, noch glänzte,
Und fröhlich, ob auch ſinnend, du die Schwelle
Des Jugendlaufs beſchritteſt?

Es hallten die Gemächer
Bis weithin in die Gaſſen
Von deinem hellen Singen,
Wenn fördernd du dein Frauenwerk, gedachteſt
Mit hoher Herzensfreude
Der Zukunft, die du hoffteſt zu erringen.
Es war der duft'ge Mai, und du, du pflegteſt
Den Tag ſo hinzubringen.

Die liebgewordnen Bücher da zuweilen
Verließ ich, über denen ich erglühte,
In jenen ſchönern Tagen,
Als meines Weſens beſter Theil noch blühte,
Und vom Altan des väterlichen Schloſſes
Belauſcht' ich deiner Stimme Klang ſo gerne,
Sah deine Hand, die ſchnelle,
Hinfliegen über mühevoll Gewebe.
Dann ſchaut' ich froh die Sterne,

Die Straßen und die Gärten,
Vom Abendſtrahl beleuchtet, und von ferne
Das Meer, die Berge. Könnten Worte ſagen
Was ich im Buſen fühlte?

Welch liebliche Gedanken,
O Silvia, welch ſüße Hoffnungsſchauer!
Wie zeigte ſich uns damals
Das Leben, das Verhängniß!
Gedenk' ich jenes freud'gen, ſtolzen Muthes,
Fühlt ſich mein Herz betroffen
Von laſtender Bedrängniß,
Und neu befällt mich um mein Loos die Trauer.

Natur, Natur, was hältſt du
Von dem, was in der Jugend
Du hold verſprichſt, ſo wenig? was betrügſt du
So grauſam deine Kinder?
Du, Liebliche, du wardſt, bevor die Blätter
Des Herbſts gebleicht, dahingerafft von böſer
Gewalt der Krankheit, ſchauteſt nicht erſchloſſen
Des Daſeins ſchönſte Blüte!
Nicht hat ſich ſchmeichelnd in dein Ohr ergoſſen
Das ſüße Lob der ſchwarzen Locken, oder
Des Auges mit dem innigtrauten Blicke,
Nicht plauderten Geſpielinnen am Feſttag
Mit dir vom Liebesglücke!

Und mir auch iſt verſchwunden
Die heitre Hoffnung. Meinen Lebensjahren
Verſagte Schickſalswille
Sogar der Jugend Vollgenuß. O ſage,
Wie wardſt du mir entwunden,
Hoffnung, Gefährtin meiner beſſern Tage,
Um die die Thräne mir das Aug' umdüſtert?
Das wär' die Welt, das wäre

Das Glück, die Thaten dieß, und die Erfolge,
Von denen du ſo viel mir zugeflüſtert?
Das wäre der beſchiedne Theil der Menſchen?
Die Wirklichkeit, die grelle,
Hinwarf ſie dich, o Hoffnung, und du wieſeſt
Nur noch den Tod, den kalten, mit dem Finger
Von fern mir, und des Grabes öde Stelle.

XXII.

Erinnerungen.

O du des Bären ſchönes Sternbild — nimmer
Glaubt' ich, je wieder ſo dich zu betrachten,
Hoch überm väterlichen Garten ſchimmernd,
Mit dir zu reden von den Fenſtern dieſer
Behauſung aus, worin als Kind ich lebte
Und meiner holden Freuden Ende ſah.
O welche Bilder weckte, welche tollen
Gedanken einſt im Sinne mir dein Anblick,
Und deiner lichten Glanzgenoſſen Anblick!
Wenn ich ſo ſchweigend ſaß auf grünem Raſen,
Hinbracht' ich einen großen Theil des Abends,
Den Himmelsraum betrachtend, und des Froſches
Eintönig Lied vernehmend vom Gefild.
Es ſchweiften durchs Geſträuch Johanniswürmchen,
Und übers Brachfeld hin, indeß die duft'gen
Baumgänge flüſterten, und die Cypreſſen
Im Wald, und unterm Dach des Vaterhauſes
Erklang die Wechſelrede, klang in Ruhe
Das Werk der Diener. Welch unendliche
Gedanken, welche ſüßen Träume weckte
Des fernen Meeres Schau, der blauen Berge,
Die ich entſchloſſen, ſie zu überſteigen

Dereinſt ich dachte, wunderbare Welten,
Wo blühen müſſe wunderbares Glück.
Unkundig war ich meines Looſes, — ſonſt
Hätt' ich dieß ſchmerzliche, dieß nackte Leben
Vertauſcht, ach, wie ſo gerne mit dem Tode!

Auch ſagte nicht mein Herz mir, daß verurtheilt
Ich wäre, hier im rauhen Heimatflecken
Mein grünes Alter hinzubringen, unter
Gemeinem Volke, welchem fremd und oft
Sogar ein Gegenſtand des Spottes Wiſſen
Und Bildung ſind, und das mich haßt und flieht,
Aus Neid nicht, denn es achtet mich nicht höher
Als ſich, nein, darum nur, weil es vermeint,
Daß ich mich ſelbſt im Herzen höher achte,
Obgleich ich Keinem äußerlich es zeige.
Hier bring' ich hin die Zeit, verſteckt, verlaſſen,
Beraubt der Liebe und beraubt des Lebens;
Und ſchroff und rauh werd' ich aus Noth im Schwarme
Der Uebelwollenden. Abthun hier muß ich
Die Tugend und das Mitleid; zum Verächter
Des menſchlichen Geſchlechtes muß ich werden
Durch dieſen Troß, der mich umgiebt. Indeſſen
Verrinnt die theure Jugendzeit, mir theurer
Als Ruhm und Lorbeerkronen, theurer als
Das reine Licht des Tages und der Hauch
Des Odems. Ja, ſo muß ich dich verlieren,
So freudlos, unerſprießlich, hier in dieſer
Unmenſchlichen Behauſung, unter Qualen,
O du, des kargen Lebens einz'ge Blüte!

Horch, nieder trägt der Wind den Schlag der Stunde
Vom Thurm des Fleckens. Troſt war dieſer Ton einſt
In meinen Nächten mir, — noch denk' ich deſſen —
Da ich als Kind in meiner dunklen Kammer,
Von ſteter Angſt gepeinigt, wachend lag,

Des Morgens Licht erſeufzend. Ach! nichts ſeh' ich,
Nichts hör' ich hier, was nicht ein Bild im Sinn,
Ein holdes Angedenken, mir erneut —
Ein ſüßes: — doch der Süße miſcht ſo ſchmerzlich
Der Gegenwart Gedanke ſich, die Sehnſucht,
Die eitle, nach Vergangnem, war's auch traurig,
Das Wort, das ich mir ſagen muß: Ich war! —
Dort der Altan, den letzten Scheideblicken
Des Tages zugewandt, hier das bemalte
Gemäuer, mit den Heerden, mit dem Aufgang
Der Sonn' auf ſtiller Flur: ſie boten mir
Ergötzung tauſendfach in meiner Muße,
Zur Zeit, da flüſternd noch mir ſtand zur Seite
Mein holder Wahn. In dieſen alten Sälen,
Im weißen Glanz des Schnees, wenn um die Fenſter,
Die weiten, hohen, wild die Winde pfiffen,
Da klang ſo fröhlich meines Zeitvertreibs
Und meiner kind'ſchen Freude Lärm — zur Zeit,
Wo noch das bittre, grauſige Geheimniß
Der Dinge ſich uns hold und heiter zeigt,
Wo, wie ein unerfahrner Liebender,
Der Knabe freudig noch, in ſüßer Täuſchung,
Sein unverkümmert Leben liebt, beſtaunt,
Wie eine Schönheit aus des Himmels Höhn.

O all ihr Hoffnungen, du holder Trug
Des erſten Alters! Immer kehrt die Rede
Zu euch zurück mir, und im Gang der Zeit,
Im Wandel der Gedanken und Gefühle,
Bleibt ihr mir unvergeßlich. Ruhm und Größe
Sind nur Phantome; Luſt, Beſitz ſind Ziele
Vergeblichen Beſtrebens; ohne Frucht
Bleibt unſer Daſein ſtets, ein nutzlos Elend.
Und ob auch inhaltsleer der Jahre Lauf
Mir iſt, und öd und trüb mein ſterblich Daſein,
Es raubt, ich ſeh's, Fortuna wenig mir!

Doch ach! so oft an euch zurück ich denke,
O meine alten Hoffnungen, an euch,
O meine ersten, liebsten Phantasie'n,
Und ich dann blicke auf mein leiderfülltes,
Mein dunkles Leben, und bedenke, daß mir
Von all den Hoffnungen der Tod nur blieb:
Dann schnürt sich mir das Herz zusammen, dann
Empfind' ich, daß kein Trost für mich erblüht.
Doch wenn der oft gerufne Tod zur Seite
Dereinst mir steht, und meines Unglücks Ende
Gekommen ist, wenn diese Erde mir
Ein fremdes Thal ist, und aus meinem Blick
Die Zukunft schwindet — euer noch gewiß
Werd' ich gedenken, und auspressen wird
Mir einen Seufzer jenes Bild, mir bitter
Noch machen den Gedanken, daß vergebens
Ich lebte, mir die Lieblichkeit des Tags,
Der diesem Leben mich entführt, noch trüben.

Im ersten, jugendlichen Wirbel schon
Der Freuden, der Bedrängnisse, des Sehnens,
Rief ich den Tod wie oft, und lange Stunden
Saß ich am Brunnen dort gedankenvoll,
Als wollt' in seine Wasser ich versenken
Die Hoffnung und den Schmerz. Doch später, als
Ein Schicksalsschlag dem Tode nah mich brachte,
Da weint' ich meiner holden Jugend nach,
Der Blüte meiner armen Tage, die
So zeitig fallen sollt': auf meinem Lager,
Dem Zeugen meines Grames, saß ich oft
Bei mattem Lampenschein, in später Stunde,
Auf schmerzliche Gesänge sinnend, klagend
Der stillen Nacht des Lebens Flucht, und matt
Hinschmachtend sang ein Grablied ich mir selbst.

O wer kann ohne Seufzen euer denken,
Ihr sel'gen Tage, reizvoll, unbeschreiblich,

Beginn der ersten Jugend, wenn zuerst
Zulächeln dem verzückten Erdensohne
Die Jungfraun, wenn ihm ringsher um die Wette
Zulächelt Alles, wenn des Neides Zunge
Noch stumm ist, oder nur erst leise flüstert,
Und die Natur — o hocherstaunlich Wunder! —
Die Rechte noch ihm hülfreich scheint zu reichen,
Sein Irren noch entschuldigt, seinen Eintritt
Ins Leben feiert, huldigend sich zeigt,
Als wollte sie als Herrscher ihn empfangen.
O diese Tage, mit des Blitzes Schnelle
Sind sie dahin! Und welcher Sterbliche
Muß nicht sein bittres Trauerloos erkennen,
Wenn diese sel'ge Zeit ihm schwand, wenn ihm
Erlosch das Licht der Jugend, ach, der Jugend!

Und hör' ich nicht von dir auch, o Nerina,
Hier jede Stelle flüstern? Bist du etwa
Gewichen aus dem Sinn mir? Wohin schwandst du,
Daß hier von dir ich nichts mehr finde, Kind,
Als die Erinnrung? Nimmer schaut dich mehr
Dieß Heimatland. Und jenes Fenster dort,
Aus dem zu mir du sprachst, und draus mir jetzt
So traurig glänzt der Sterne Widerschein,
Verlassen ists. Wo bist du, daß nicht mehr
Ich deine Stimme höre wie vor Zeiten,
Als mir bei jedem Laute deiner Lippen,
Vernahm ich auch ihn aus der Ferne nur,
Das Antlitz sich entfärbt? Das ist vorüber!
Und deine Tage sind gewesen, Traute!
Du bist dahin. Und Andern ists beschieden,
Zu wandeln jetzt auf dieser Erdenflur,
Zu weilen hier auf diesen duft'gen Hügeln.
Doch schnell entschwandest du. Dein Leben war
Ein Traum nur; fröhlich tanztest du dahin,
Auf deiner Stirne leuchtete die Freude,

Und in den Augen jene Zuverſicht,
Die an des Herzens Träume glaubt, das Licht
Der Jugend — da verlöſchte dieſes Licht
Das Schickſal, und du ſankſt dahin. Nerina!
Mein Herz beſängt die alte Liebe wieder.
Miſch' ich in Feſte mich, in heitre Kreiſe
Zuweilen, ſprech' ich ſinnend zu mir ſelbſt:
Nie wieder ſchmückt ſich, niemals wieder kommt
Zu feſtlichen Verſammlungen Nerina.
Und kehrt der junge Mai zurück, und bringen
Die Liebenden den Mädchen blühnde Zweige
Und Lieder dar, ſo denk' ich: Für Nerina
Kehrt nie der Lenz zurück und nie die Liebe.
An jedem heitren Tag, bei jedem blühnden
Gefild, das ich erblicke, jeder Freude,
Die ich empfinde, ruf' ich: Nimmer freut
Nerina ſich daran; ſie ſchaut die Fluren,
Die Himmelsluft nie wieder. Ja, du ſchwandeſt
Dahin, du ew'ger Seufzer meiner Seele,
Du ſchwandeſt hin — doch ewig miſchen wird
In all mein Sinnen, all mein zart Empfinden,
In jede frohe, traurige Bewegung
Des Herzens ſich dein ſchmerzlich Angedenken!

XXIII.

Nachtgeſang eines Hirten in Aſien.

Was willſt du, Mond am Himmel? ſprich, was willſt du,
Verſchwiegner Mond? Am Abend
Erhebſt du dich und wanderſt,
Betrachtend öde Fluren, und dann gehſt du
Zur Ruh! Biſt du's nicht müde,
Zu wandern immerfort die alten Pfade?
Und immer noch gereicht dir's zum Vergnügen,
Die Thäler hier zu ſchauen?
Dein Leben gleicht dem Leben
Des Hirten auf den Auen.
Im erſten Frührothſchimmer
Treibt er die Heerde übers Feld, betrachtet
Die Thiere, Kräuter, Quellen,
Und müde dann zur Ruh geht er am Abend:
Und Andres hofft er nimmer.
Sag an, o Mond, was frommet
Dem Hirten wohl ſein Leben
Und dir das deinige? Wohin doch ſtreben
Mag dieß mein kurzes Irren,
Wohin dein Lauf, der ew'ge, nimmermüde?

Ein ſchwacher Greis, die Blößen
Nur halb bedeckt von ärmlichem Gewande,
Mit drückend-ſchwerem Bündel auf dem Rücken,
Kommt über Berg' und Thäler,
Durch hohen Sand, Geſtrüpp und Steingerölle:
Im Sturm, im Ungewitter und im Brande
Des Mittags und im Froſte
Keucht er dahin, mühſelig,
Geht über Bäch' und Sümpfe,

Fällt und erhebt ſich wieder, eilt nur mehr noch,
Eilt ohne Raſt und Ruhe,
Zerfleiſcht und blutend, bis er endlich anlangt
Dort, wo der Weg ſich wendet
Und mit dem Weg die ſchwere Mühſal endet.
Da nimmt ihn auf ein Abgrund —
Vergeſſenheit — erſchreckend, unergründlich!
So, trauter Mond, geartet
Iſt unſer ird'ſches Leben! —

Geboren wird zu Leiden und zu Mühen
Der Menſch und Todgefahr iſt ſchon die Stunde,
Die ihn gebiert. Es blühen
Als Erſtes Schmerz und Thränen ihm, und tröſten
Muß Mutter und Erzeuger
Darüber ihn, daß er geboren. Später,
Wenn er heranblüht, wachen
Sie ängſtlich, ihn zu ſtützen, und ſie ſtreben
Mit Werken und mit Worten
Ihm immer Muth zu machen,
Und ihm das Unglück, da zu ſein, zu lindern.
Und dieß iſt aller Liebesdienſte größter,
Die Eltern je erzeigen ihren Kindern.
Doch, ach, was frommt es, uns dem Licht zu geben,
Uns lebend zu erhalten,
Wenn wir des Troſts bedürfen für das Leben?
Und iſt das Leben Unglück,
Wie kommts, daß wirs erdulden?
So, trauter Mond, geartet
Iſt unſer ſterblich Daſein.
Doch du biſt ja nicht ſterblich,
Und wenig kümmert wohl dich meine Rede!

Und doch, du Pilger in des Himmels Oede,
Gedankenvoller, Ew'ger, du begreifſt es
Vielleicht, dieß ird'ſche Leben,

Weißt unſern Gram zu deuten, unſer Leiden,
Verſtehſt den Tod, dieß äußerſte Erbleichen
Des Menſchenangeſichtes,
Dieß Schwinden von der Erde, dieſes Scheiden
Aus jedem trauten, liebenden Vereine.
Ja, dir vielleicht iſt deutlich
Auch das Warum der Dinge, dir der Nutzen
Des Morgens und des Abends,
Des ew'gen Zeitenganges;
Du kennſt, du kennſt vielleicht des ſüßen Dranges
Geheimniß, das den Frühling bringt zum Lächeln,
Weißt, wem der Winter fromme, wem das Fächeln
Der Sommerluft, ja tauſend Dinge weißt du,
Entdeckſt du, Mond, erblickſt du,
Die ſtets verborgen ſind dem ſchlichten Hirten.

Oft, wenn ich ſo dich ſehe,
Wie ſtill du ſchwebſt hoch über öden Planen,
Die fern begrenzt ſind von dem Himmel — oder
Wenn ſacht du deine Bahnen
Hinwallend mir und meiner trauten Heerde
Zu folgen ſcheinſt, und ich dazu den Schimmer
Der Stern' am Himmel all betrachte, ſinnend
Sprech' ich ſodann: Was ſoll all dieß Geflimmer?
Was ſollen ſie, die ſchrankenloſen Weiten,
Dieß endlos tiefe Blau, die Einſamkeiten,
Die unermeßnen? und ich ſelbſt, was bin ich?
So mit mir ſelber ſprech' ich, und von dieſer
Unendlichen Behauſung,
Der prächt'gen, mit unzähligen Bewohnern,
Vom Streben und Bewegen
Der himmliſchen ſo wie der ird'ſchen Dinge,
Die immerdar, von wo ſie ausgegangen,
Zurückgewandt, ſich drehn in ew'gem Ringe —
Nicht einzuſehn vermag ich
Den Nutzen und Gewinn davon — du aber,

Jüngling, unſterblicher, du weißt wohl Alles!
Ich fühle, weiß nur Eines,
Daß dieß mein ew'ges Irren
Und mein gebrechlich Daſein
Mag unbekannten Mächten Freuden geben,
Mir ſelbſt jedoch zur Qual nur iſt das Leben.

O meine Heerde, die du ruhſt, ich preiſe
Dich glücklich, daß erſpart dir bleibt, zu kennen
Dein Elend. Ach, wie muß ich dich beneiden!
Nicht nur, weil frei du ſcheineſt
Beinah von allen Leiden,
Mühſal, Verluſt, die ſchlimmſte
Beängſtigung im Augenblick vergeſſend —
Mehr noch, weil nie der Ueberdruß dich quälet!
Wenn du im Gras, im Schatten dir erwählet
Den Schlummerort, da fühlſt du dich zufrieden,
Und viele Zeit des Jahres
Hinlebſt du ſo, wirſt niemals überdrüſſig
Des Seins, das dir beſchieden!
Und ich auch ruhe hier im Gras, im Schatten,
Doch Ueberdruß befällt mir
Die Seele, wie mit Stacheln ſpornt michs immer,
Daß ich, ob ruhend auch auf weichſten Matten,
Nicht finde Ruh' und Frieden.
Und doch quält mich kein Sehnen,
Und Grund nicht hab' ich zu gerechten Thränen.
Was du, wie viel genießeſt,
Zu ſagen weiß ichs nicht; doch glücklich biſt du.
Doch ich genieße wenig:
Und dieß iſt's nicht allein, was ich beklage.
Verſtändeſt du zu ſprechen, würd' ich fragen:
Sag mir, warum in Ruhe,
In müßigem Behagen
Das Thier ſich freut, mich aber
Befällt der Ueberdruß, ſobald ich ruhe?

Wär' ich beſchwingt, zu fliegen
Hoch oben mit den Wolken,
Die Sterne zählend einen um den andern
Mit Donnerwolken über Höhn zu wandern —
O trauter Mond, wär' ich ſodann beglückter?
Wär ich zufriedner dann, o traute Heerde?
Vielleicht hat, preiſend fremdes Loos, die Lippe
Der Wahrheit Spur verloren.
Vielleicht, vielleicht iſt immer,
In jeglicher Geſtaltung, jedem Zuſtand,
Ob in der Wiege nun, ob an der Krippe,
Ein Unglückstag der Tag, der uns geboren.

XXIV.

Ruhe nach dem Gewitter.

Vorüber ging das Wetter;
Die Vöglein hör' ich ſchmettern ihre Lieder,
Zurückkehrt in die Straße, wiederholend
Ihr Gackerlied, die Henne. Heiter wieder
Anbrichts dort weſtlich in den Bergen: helle
Ruhn wieder nun im Lichte
Die Fluren und des Stromes Pfad im Thale.
Es regt mit einem Male
Sich fröhlich Alles wieder,
Zurück zu ſeinem Tagwerk geht ein Jeder.
Der Handwerksmann, er ſetzt, um einzuathmen
Des Aethers feuchte Friſche,
Sich an des Hauſes Thür, ſein Werk in Händen
Das Weiblein eilt, damit des Regenguſſes
Gewäſſer ſie in den Behälter faſſe,
Und der Gemüſehändler
Erneut mit heller Stimme

Den Ausruf, den gewohnten, in der Gasse.
Die Sonne kehrt zurücke, sieh, und lächelnd
Bestrahlt sie Höhn und Dächer. Die Bewohner
Der Häuser öffnen Fenster und Terrassen,
Und ferneher vernimmst du von den Straßen
Getön der Schellen; die Karossen rollen,
Die Reisenden, sie eilen, aufzunehmen
Die unterbrochne Fahrt.

Ja, alle Herzen
Erfreun sich. Wann verränne
So lieblich, so willkommen
Das Leben uns, wann thäte
Sein Tagewerk der Mensch so eifrig, kehrte
So gern zum alten Thun zurück, begänne
So gern ein neues? Wann gedächt' er minder
Der Uebel? Freuden, ach, sind stets nur Kinder
Des Schmerzes. O der eitlen Lust, entsprossen
Der Angst, durch die so eben
Vorm Tod gebebt, wenn früher
Zum Abscheu war das Leben,
Durch die so lang die Menschen
Blaß, schweigend, frostdurchschauert,
Bedeckt von Schweiße, zitterten im Dunkel,
Da furchtbar uns bedräute
Gebraus und Regenguß und Blitzgefunkel!

Wie bist du mildgeartet,
Natur! Sind dieß die Gaben,
Die Freuden, die du beutst? Dem Schmerz entrinnen,
Ist uns schon Lust. Die Leiden
Streust du mit voller Hand; es nahn die Schmerzen
Uns ungesucht, und jenes Körnchen Freude,
Das noch wie durch ein Wunder uns bisweilen
Hervorwächst aus dem Leide,
Schon gilts als herrlicher Gewinn. Wie theuer

Sind wir den Ewigen — beglückt hinlänglich,
Wenn uns vergönnt iſt, einmal aufzuathmen
Vom Schmerz, und hochbegnadet,
Wenn uns von aller Qual der Tod entladet.

XXV.

Sonnabend im Dorfe.

Das Mägdlein lenkt bei Sonnenuntergange
Heimwärts vom Feld die Schritte
Mit ſeinem Bündel Gras; es trägt in Händen
Von Roſen und Violen
Ein Sträußchen, nach der Sitte,
Damit am Feſttag morgen
Zu ſchmücken ihren Buſen, ihre Locken.
Dort auf der Stiege ſitzend mit dem Rocken
Im Kreis der Nachbarinnen, ſieh, der Helle
Des Abendrothes zugewandt, die Greiſin:
Und ſie erzählt von ihren ſchönern Zeiten,
Als ſie zum Feſttag ſich zu ſchmücken pflegte,
Und als noch flink und ſchnelle
Im Reigentanz die Glieder ſie bewegte
Mit den Geſpielen ihrer ſchönſten Tage!
Trüb wird die Luft, die reine,
Des Himmels Heitre dunkelblau, es kehren
Die Schatten von den Hügeln, von den Dächern
Herab zurück im weißen Neumondſcheine!
Horch, Glockenlaute klingen,
Des Feſtes Nah'n verkündend;
O wie ſo friſch erquickend
Zum Ohr die Töne dringen!
Sieh, wie dort auf dem Marktplatz,
Dem kleinen, engumſchränkten, ſich in Schwärmen
Die Kinder tummeln, ſpringen,

Vergnügend ſich mit Lärmen.
Indeſſen kehrt zum Mahle heim, dem kargen,
Der Mann mit ſeinem Karſte,
Und pfeifend denkt er ſeines Ruhetages!

Und dann, wenn jedes Lichtlein in der Runde
Verlöſcht, in ſtiller Stunde,
Hörſt du den Hammer klopfen, hörſt die Säge
Des Schreiners, der beim Scheine
Der Lampe wachend in geſchloßner Zelle
Sich ſputet, zu vollenden
Sein Werk noch eh der Tag beginnt zu grauen.
Voll Hoffnung und voll Freuden
Iſt dieſer Tag, von allen ſieben Tagen
Der lieblichſte. Erneutes Mißbehagen
Bringt morgen ſchon die Stunde; jeder wendet
Sich ſchon zurück zur Mühſal in Gedanken!

O Knabe, fröhlich ſpielend!
Ein ſolcher Tag voll frohen Luſtbeſtrebens
Iſt dieß dein Blütenalter auch in Wahrheit,
Beſtimmt in heitrer Klarheit
Vorauszugehn dem Feſte deines Lebens!
Freu dich, mein Kind! ein Daſein, hochbeglückend,
Iſt deines, eine Zeit voll froher Wonne.
Nichts Andres ſag' ich. Deines Feſtes Sonne,
Ob ſpät, ob früh ſie naht, ſei nie dir drückend!

XXVI.

Der herrſchende Gedanke.

O du, voll ſüßer Labe,
Beherrſchend meiner Seele Tiefen, Gabe
Des Himmels — o Begleiter
Durchs Leben mir in Treue,
Gedanke, den ich ſtets in mir erneue —
Wer ſpricht von deines Weſens
Geheimniß nicht, wen hätt' es nicht durchdrungen
Mit Zaubermacht? doch immer,
So oft der Menſchen Zungen
Ausſprechen, was die Herzen heiß empfinden,
Klingt neu dem Ohre das, was ſie verkünden.

Wie einſam iſt geworden
Mein Herz ſeit jenen Tagen,
Als du darin den Wohnſitz aufgeſchlagen!
Und blitzſchnell ſah ich ſchwinden das Geleite
Der anderen Gedanken
Rings um mich her. Vergleichbar einem Thurme,
Der ragt auf öder Weite,
Stehſt du gigantiſch, einſam, ohne Wanken!

Ha, außer dir allein, was iſt geworden
Das ganze ird'ſche Leben
Und all ſein eitles Thun vor meinem Blicke?
Wie ward mir unerträglich
Die Muße, der Verkehr, der ſonſt gewohnte,
Und jedes ſchale, leere Luſtbeſtreben,
Vor jener Luſt, unſäglich,
Der Himmelsluſt, die du nur mir gegeben!

Gleichwie von Felſenzinnen
Des Apennin, des rauhen,

Nach einer grünen Flur, die fernher lächelt,
Des Wandrers Blicke voller Sehnſucht ſchauen,
So wend' ich mich vom lauen,
Vom öden Weltverkehr beglückt aufs neue
Wie in ein Blumenthal zu dir zurücke,
Und labe mein Gemüth an deinem Glücke.

Unglaublich will michs dünken,
Wie ich die Qual, den Unverſtand des Lebens,
Schon ſeit ſo langen Tagen
Kennt' ohne dich ertragen;
Und nicht zu faſſen weiß ichs,
Wie je die Sehnſucht kann ein Herz erreichen
Nach irgend Etwas, das nicht deines Gleichen!

Niemals, bevor Erfahrung
Mich lehrte, was in Wahrheit ſei dies Leben,
War ich der Todesfurcht ein Ueberwinder!
Und heut bedünkt ein Spiel mich,
Was blöde Menſchenkinder
Nur zitternd nennen, ſelber wenn ſie's preiſen:
Die letzte Noth. Und weiſen
Gefahren ſich mir dräuend — ohne Grauen,
Mit Lächeln kann ich in ihr Antlitz ſchauen!

Unedle Seelen, feige,
Verworfne, ſtets verachtet
Mir waren ſie. Nun aber wird zum Sporne
Mir Alles, was unwürdig,
Und jeglich Beiſpiel ſchnöder
Erbärmlichkeit regt mir das Herz zum Zorne!
Ha, über dieſes Alter,
Das, eitel, leeren Wahnes Freund und leeren
Geſchwätzes, nicht das Edle hält in Ehren,
Und weiht ſein ganzes Streben
Dem Nützlichen, nicht merkend,

Daß nutzlos wird dabei das ganze Leben —
Bin ich erhaben. Nimmer
Gilt Menſchenurtheil mir; aufs Haupt des Pöbels,
Das alles Edlen ſpottet mit Gelächter,
Setz' ich den Fuß, dein würdiger Verächter.

Welch andrer Drang, Gedanke,
Muß nicht vor dir verſchwinden?
Ja, iſt im Menſchenherzen
In Wahrheit außer dir ein Drang zu finden?
Stolz, Habſucht, Haß, Begierden
Nach Macht und Ruhmeszierden,
Sind Andres ſie als Launen,
Verglichen ihm? Ein einz'ger Drang nur waltet
In uns: ihm wards verliehen
Von ewigen Gewalten,
Im Menſchenherzen unbeſchränkt zu ſchalten.

Nicht Werth beſitzt, nicht Grund das Menſchenleben,
Wenn nicht durch ihn. Nur er vermag zu mindern
Des Schickſals Schuld, des harten,
Das fruchtlos hier auf Erden
So viel zu dulden giebt uns Menſchenkindern,
Und nur durch ihn zuweilen
Kann edlen Seelen auch, nicht bloß gemeinen,
Das Leben ſüßer als der Tod erſcheinen!

Um deine Wonnen, lieblicher Gedanke,
Wohl lohnt ſichs, lange Zeiten
Des Daſeins Bitterkeiten
Zu tragen, und noch einmal nach dem Tode
Kehrt' ich zurück ins Leben,
Wo alles Leides Fülle mich durchſchauert,
Um neu den Lauf nach ſolchem Ziel zu wagen:
Denn nie in böſen Tagen
Auf rauher Wanderung durch ſand'ge Wüſten,

Von Vipern rings umlauert,
Geſchah's, daß nicht im Anblick ſolchen Gutes,
Mein Sinn auflebte neu, voll frohen Muthes.

Ha, welche Welt, welch neue
Unendlichkeit, welch Paradies iſt jenes,
Wohin ſo oft dein wunderbarer Zauber
Vermag mich zu erheben!
Wo unter anderm Licht als dem gewohnten
Hinwandelnd ich vergeſſe
Was wirklich iſt und all mein irdſches Leben.

So, glaub' ich, ſind die Träume
Der Himmliſchen. Ach, endlich biſt ein Traumbild
Du, lieblicher Gedanke, der, was währet
Auf Erden, hold verkläret,
Ja, nur ein Traum und offner Wahn, — doch wahrlich,
Ein holder Wahn, und göttlich
Biſt du, der du dich ſtellſt entgegen immer
Der Wirklichkeit, ſo ſtark und ſo beharrlich,
Oft auch ihr gleich erſcheineſt,
Und, eh der Tod ſich naht, entſchwindeſt nimmer!

Und du gewiß, o mein Gedanke, du nur
Giebſt Leben meinem Leben;
Ein ſüßer Quell von unermeßnen Leiden,
Wirſt du vergehn erſt in der Todesſtunde
Mit mir: ich fühl' es tief im Herzensgrunde,
Daß du zum Herrn für immer mir gegeben.
Manch andre holde Täuſchung,
Schaut' ich mit ſcharfen Blicken,
Zerrann mir allgemach. Doch ach, je öfter
Ich mag das Aug' erheben
Zu ihr, von der mit dir ich ſprechend lebe,
Wächſt jenes Glutentzücken,
Wächſt jene Raſerei, die mich erfüllet!

O Schönheit, engelgleiche,
Wenn meinem Aug' ein Schönſtes ſich enthüllet,
Nachahmung deiner Schöne
Bedünkt es mich — du biſt allein des Schönen
Urquell, der ewig reine,
Und echter Liebreiz iſt doch nur der deine!

Seit ich zuerſt dich ſchaute,
Warſt du nicht erſtes, letztes Ziel für jede
Von meinen ernſten Sorgen? Welche Stunde
Des Tags verrinnt, wo ich nicht dein gedenke?
Wann hat in meinen Träumen
Gefehlt dein Bild? Schön wie ein Traum, o Antlitz,
Voll engelgleicher Milde,
Ob ich durch Erdgefilde,
Ob durch das Weltall ſelbſt den Flug mag lenken,
Könnt' ich in andres Sehnen mich verſenken,
In andres Hoffen je, als dich zu ſchauen?
In andre Süßigkeit, als dein zu denken?

XXVII.

Liebe und Tod.

Das Licht erblickten einſt zur ſelben Stunde,
Als Brüder, Tod und Liebe.
So Holdes blüht im irdiſchen Getriebe
Nicht mehr wie dieſe, noch auf andern Sternen.
Denn von der Einen ſtammen
Die lieblichſten der Freuden,
Erquickend auf des Lebens Meer die Herzen,
Der Andre tilgt die Schmerzen,
Die Uebel allzuſammen.
Als Kind, von Reiz umſtrablet,
Und anzuſehn erfreulich,
Nicht ſo wie ſich das feige Volk ihn malet,
Begleitet er zuweilen
Den kleinen, zarten Liebesgott getreulich.
Da ſieht man ſie geſellt die Welt durcheilen,
Zum Troſt für weiſer Herzen einſam Schmachten.
Und weiſer wird niemals ein Herz erſcheinen,
Als das des Liebenden, noch muthbeſeelter,
Das Leben zu verachten;
Und nie ſo gern ertragen wir Gefahren
Für andern Herrn, als für die Herrin Liebe.
Die deine Hilf' erbaten,
O Liebe, ſehn erwacht zu höherm Triebe
Den Muth, und klug in Thaten,
Nicht in Gedanken bloß, wie ſonſt ſie pflegen,
Sind dann die Menſchenkinder allerwegen.

Erwachen, die da ſchliefen,
Die Regungen der Liebe,
Aufs neue wieder in des Herzens Tiefe,
Da meldet ſeltſam ſich zugleich mit ihnen

Ein lebensmüdes Sehnen nach dem Tode:
Nicht weiß ich, wie? Doch Allen ſo erſchienen
Iſt dieß als echten Liebens erſte Wirkung.
Vielleicht erſchreckt das Auge
Sodann die Oede dieſer Weltumzirkung;
Vielleicht iſt ſchal die Erde dann den Blicken
Des Menſchen, ohne jenes
Unendliche und Neue,
Das einzig ihn vermöchte zu beglücken!
Und großen Lebensſturm um ſeinetwillen
Sieht er voraus, und trachtet
Nach Ruh', ſtrebt in den Hafen ſich, den ſtillen,
Zu flüchten vor dem wüthenden Verlangen,
Das ihn gewittergleich erfüllt mit Bangen.

Und dann, wenn überwunden
Ihn ganz die Macht, die hehre,
Und in der Bruſt ihm tobt zu allen Stunden
Das Leid — o wie viel Male
Ruft dann ſein Herz, das ſchwere,
Herbei den Tod, zum Troſt für ſeinen Kummer!
Wie oft des Abends und wie oft im Strahle
Des Morgens, ſtets noch unerquickt vom Schlummer,
Nennt er beglückt ſich, wenn's vergönnt ihm wäre,
Nie wieder zu erheben
Vom Lager ſich, nie mehr das Licht zu ſchauen!
Und oftmals bei dem Klang der Todtenglocke,
Beim Liede, das geleitet
Den Menſchen hin zu des Vergeſſens Auen,
Da hört man ihn mit Seufzern
Den Glücklichen beneiden,
Den ſo er ſieht von dieſer Erde ſcheiden.
Sogar das Volk, das roh und unbelehret,
Der Landmann, unerfahren
Der Tugenden, die Bildung nur beſcheeret,
Das Mägdlein auch, dem ſonſt der Muth zu ſchwinden

Beginnt beim bloßen Namen
Des Todes, mit empergeſträubten Haaren:
Es wagt, aufs Grab und auf des Todes Binden
Den Blick zu richten, feſt und ſtandhaft — Eiſen
Und Gift erwägt es ruhig
Gefaßt nun lange Stunden,
Und klar wird ihm die Schöne
Des edlen Tods im Geiſte, dem unweiſen.
So ſehr erzieht zum Tod die Menſchenſöhne
Der Liebe Zucht. Und oft, wenn ſchier unſäglich
Herangewachſen iſt die Qual im Herzen,
Daß ird'ſcher Kraft ſie nimmer däucht erträglich,
Dann weicht dem Stoß der Schmerzen
Der ſchwache Leib, und obſiegt ſolcherweiſe
Die brüderliche Macht des Todes — oder
So ſtark iſt im Gemüth der Sporn, der leiſe,
Des tiefen Liebesdranges, daß gewaltſam,
Mit ihren eignen Händen
Der rohe Landmann und das ſchwache Mägdlein
Ihr ird'ſches Loos vollenden unaufhaltſam.
Die Welt beſpöttelt ſolches Loos — ſei Frieden
Und hohes Alter ihr doch ſtets beſchieden!

Den heißen, den beglückten,
Den muthbeſeelten Geiſtern
Gewähr' das Schickſal einen von euch beiden
Willkommnen Herrn und Meiſtern
Und Freunden dieſer Menſchheit,
Die nichts im All an Macht je kann erreichen,
Als das Verhängniß. Du, den vom Beginne
Des Lebens an ich rufe ſtets und ehre,
Mit wandelloſem Sinne,
Du holder Tod, der einzig
Mitleidig auf dieß Daſein blickt, das ſchwere,
Wenn je du dich geprieſen
Von mir empfandſt, wenn, Göttlicher, dich jemals

Ich zu entſchäd'gen ſtrebte
Für Undank, den dir ſchnödes Volk erwieſen,
O ſäume nicht mehr, komm mit raſchen Schritten,
Und ſchließe dieſem Lichte,
Nun endlich weichend längſt entwöhnten Bitten,
Mein düſtres Aug', o Herrſcher dieſes Lebens!
Wann immer ich nicht flehe mehr vergebens
Und du zu mir herniederſenkſt die Schwingen,
Gewappnet, hoch die Stirne,
Wirſt du mich finden, muthvoll ſtets begegnend
Dem Schickſal, nie die Hand, die ſich in meinem
Unſchuld'gen Blute färbt und mich getroffen
Mit Geißelſchlägen, rühmend oder ſegnend,
Wie Sklavenſinn der Menſchen pflegt ſeit lange;
Abſchüttelnd jedes Hoffen,
Womit die Welt, die bange,
Sich kindiſch tröſtet, jede
Beſchwichtigung, vom Schickſal nichts erwartend
Als dich, und heiter ſtets entgegenſehend
Dem Tag, wo nach erfülltem Lebensloose
Mein Haupt zur Ruh ſich legt in deinem Schooße.

XXVIII.

Auf ſich ſelbſt.

Nun wirſt du ruhn für immer,
Du müdes Herz. Hin iſt der Wahn, der letzte,
Den ewig ich geglaubt. Er iſt zerronnen.
Es ſchwand für holden Trug mir
Der Wunſch ſogar, nicht bloß die Hoffnung. Ruhe
Nun aus für immer! Lange
Genug haſt du gepocht. Nichts lebt, das würdig
Wär' deiner Regungen, und keinen Seufzer
Verdient die Erde. Bittre Langeweile
Iſt unſer Sein, und Noth die Welt — nichts Andres.
Beruh'ge dich. Laß dieſe
Verzweiflung ſein die letzte. Kein Geſchenk hat
Für uns das Schickſal als den Tod. Verachte
Dich, die Natur, die dunkle
Gewalt, die ſchnöd uns quält, im Dunkel herrſchend,
Die grenzenloſe Nichtigkeit des Ganze...

XXIX.

Aſpaſia.

Zurück vor meine Seele kehrt zuweilen
Dein Angeſicht, Aſpaſia. Bald flüchtig
Strahlt mir's entgegen, wo die Menſchen weilen,
In fremden Zügen, bald auf ſtillen Feldern,
Am heitern Tag wie bei der Sterne Schweigen,
Wie aufgeweckt von ſanften Harmonie'n,
Erſteht mir in der Seele ſo lebendig,
Daß ich erſchrecke, dieſes Zauberbild.
Wie angebetet war ſie mir, ihr Götter!
Mein Glück, mein Fluch zugleich! Und nie empfind' ich,
Wie Düfte lieblich wehn von Wieſenblumen
Und Blüten an den Wegen um die Stadt,
Daß nicht noch einmal ſo du mir erſcheinſt,
Wie an dem Tage, wo im holdgeſchmückten
Gemach, durchhaucht von Frühlingsblumenpracht,
In lieblich Braun gekleidet, ſich dein Bild,
Das engelſchöne, mir gezeigt, gelehnt
Auf ſchimmernd lichte Vließe, hold vom Hauch
Geheimer Luft umſtrömt; und wie als kluge
Erzieherin auf die gekrümmten Lippen
Der Kinder du dann Küſſe drückteſt, warm
Und ſchallend; wie den Hals, den blendendweißen,
Du lieblich ſtreckteſt, und die Ahnungsloſen
Mit deiner Hand, der reizvoll zarten, drückteſt
An den verborgnen, ſtillerſehnten Buſen.
Ein neuer Himmel, eine neue Erde,
Erſchien mir da, ein Götterſtrahl von oben:
Und mir ins Herz, das doch nicht wehrlos war,
Mit ganzer Kraft einſenkteſt du den Pfeil,
Den ich wehklagend trug dann in der Bruſt,
Bis ſich zum zweiten Mal zurückgewandt
Zu jenem Tag des Jahrs der Sonnenlauf.

Ja, wie ein Strahl des Himmels, hohes Weib,
Erſchien mir deine Schönheit. Gleiches wirken
Die Schönheit und die Klänge der Muſik,
Daß ungeahnter Paradieſe hohes
Geheimniß ſie erſchließen. Kosend hegt
Der Menſch, der vielgequälte, dann das Kind
Der eignen Seele, jenen liebenden
Gedanken, der den Himmel in ſich ſchließt,
An Miene, Haltung, Rede gleichend ganz
Dem Weibe, das entzückt und luſtverwirrt
Der Liebende zu koſen meint, zu lieben.
Doch iſts nicht dieſe, jener iſts, den er,
Selbſt in der Leiber Glutumarmung, liebt.
Und ſieht er dann den Irrthum, ſieht den Tauſch
Der Gegenſtände ſeiner Liebe, zürnt er,
Und klagt das Weib oft an mit Unrecht. Selten
Erhebt das Weib zum hohen Bild ſich, das
Von ihr ſich macht der edle Liebende,
Und was ihm einflößt ihre eigne Schönheit,
Das weiß ſie nicht, begreift ſie nicht. Es faßt
Des Weibes enge Stirn nicht den Gedanken;
Und thöricht hofft beim Leuchten ihrer Blicke
Der holdgetäuſchte Mann, und fordert tiefes
Empfinden, fremdes, mehr als männliches,
Von ihr, die doch in Allem von Natur
Steht unter ihm. Wenn zarter ihre Glieder
Und weicher ſind, gab ihr den Geiſt auch minder
Umfaſſend die Natur und minder ſtark.

Nie konnteſt du bis jetzt das, was du ſelbſt
Mir eingeflößt für eine Zeit, dir denken,
Aſpaſia! Nicht weißt du, welche Liebe,
Maßlos, welch tiefes Leid, und welche Unruh,
Unſäglich groß, und welchen Wahnwitz du
In mir erregt, und nimmer kommt die Zeit,
Wo du's erfährſt. So weiß auch nicht der Meiſter

Der Töne, was er wirkt, mit ſeines Fingers,
Mit ſeiner Stimme Kunſt im Hörer. Todt
Iſt nun, die ich ſo heiß geliebt, — todt jene
Aſpaſia. Dahingeſunken iſt ſie
Für immer, die mein ganzes Leben war!
Nur manchmal, wie ein theures Schattenbild,
Nahſt du gemach und ſchwindeſt wieder. Ach,
Du ſelbſt, Aſpaſia, du lebſt, noch ſchön,
So ſchön noch, daß ſich Keine dir vergleicht:
Doch jene Glut, die du entfacht, erloſch!
Denn dich nicht liebt' ich ja, nur jene Göttin,
Die einſt gelebt in meiner Bruſt und nun
Beſtattet iſt darin. Anbetung weiht' ich
Ihr lange Zeit, und ſo beſtrickte mich
Ihr Reiz, daß, kannt' ich auch von Anbeginn
Dein Weſen, deine Künſte, deinen Trug,
Ich ihre Augen in den deinen ſah,
Und ſehnend folgte dir, ſo lang ſie lebte,
Nicht unbewußt getäuſcht, nein, von dem Reiz
So holder Aehnlichkeit geſpornt, zu tragen
Das Joch von langer harter Sklaverei!

Nun rühme dich, wenn du's vermagſt. Erzähle,
Daß du des Frau'ngeſchlechtes Einz'ge biſt,
Der ich gebeugt das ſtolze Haupt, und der
Ich weihte dieſes unbezwungne Herz.
Erzähle, daß die Erſte du, die Letzte,
Sahſt flehentlich geſenkt mein Augenlid,
Mich vor dir ſaheſt, ſchüchtern, zitternd (ha!
Von Zorn und Scham erglüh' ich, denk' ich dran!)
Nicht mächtig meiner ſelbſt, nur jede Regung
Und jedes Wort und jeden Wunſch demüthig
An dir erſpähend, und vor deinem ſtolzen
Verſchmähn erblaſſend, und dann wieder ſtrahlend,
Wenn du mir freundlich; Farb' und Miene wechſelnd
Bei jedem deiner Blicke. Doch gebrochen

Iſt nun der Zauber, und gebrochen iſt
Mit ihm das Joch, zu Boden hingeſchleudert.
Und deſſen freut mein Herz ſich. Sind ſie auch
Zum Ueberdruß mir, nach ſo langem Dienſt,
So langem Wahn, willkommen heiß' ich wieder
Vernunft und Freiheit. Mag das Menſchenleben,
Von Leidenſchaft und holdem Wahne frei,
Nur eine Winternacht ſein ohne Sterne —
Zum Troſt, zur Rache meines ird'ſchen Looſes
Genügt es mir, daß ich, ins weiche Gras
Mich ſtreckend hier und unbeweglich ruhend,
Betrachte Himmel, Erd' und Meer und lächle!

XXX

Auf das Basrelief eines antiken Grabdenkmals,

welches eine Jungfrau vorſtellt, die in der Geſtalt einer Scheidenden von den Ihrigen Abſchied nimmt.

Wo gehſt du hin? wer ruft dich
Hinweg von deinen Lieben,
Du reizendholdes Mädchen?
So früh willſt einſam wandernd du verlaſſen
Das Vaterhaus? wirſt nie zurück die Schritte
Du lenken, neue Freude zu beſcheeren
Den Lieben, die ſich jetzt in Gram verzehren?

Mit trocknem Aug' und muthiger Geberde,
Daſtehſt du ſinnend ſtill. Ob zum Vergnügen
Der Weg dir, ob zum Leid, ob hold die Stätte,
Wohin du wallſt, ob ſchaurig,
Erräth ſich ſchwer aus dieſen ernſten Zügen.

Ach, weiß ich ſelbſt doch nimmer,
Und Keiner lebt vielleicht, der ganz im Geiſte
Begriffen, ob verhaßt, ob lieb dem Himmel,
Ob elend, ob geſegnet
Zu nennen der, dem ſolches Loos begegnet.

Der Tod iſts, der dich ruft. Im Lebensmorgen
Naht ſchon der letzte deiner Augenblicke.
Woher du kommſt, nie kehrſt du mehr. Verborgen
Bleibſt fortan du dem Auge deiner trauten
Erzeuger. Und der Wohnſitz,
Wohin du gehſt, er iſt im nachtumgrauten
Abgrund der Gruft, — da weilſt du nun für immer.
Glücklich biſt du vielleicht — wir ſollten's meinen —
Wie kommts, daß doch, wer dein gedenkt, muß weinen?

Niemals das Licht zu ſchauen,
War beſſer wohl. Doch nun einmal geboren,
Zur Zeit, wo Schönheitszauber in den Gliedern
Erblüht und im Geſichte,
Vor welchem ſchon von ferne
Die Welt ſich gern will huldigend erniedern,
In jeder Hoffnung holdem Frühlingslichte,
Bevor der heitern Stirne noch entgegen
Die Wirklichkeit die grellen Blitze ſchleudert,
Zerrinnen müſſen, wie am Horizonte
Goldwölkchen, hellbeſonnte,
Spurlos, wie nie geweſen, —
Eintauſchen düſtres Schweigen
Des Grabes für die Zukunft —
Kann ſolches Schickſal auch als Glück ſich zeigen
Der Einſicht — mit dem Bangen
Des Mitleids wird es doch das Herz erzeugen.

O Mutter du, gefürchtet, Thränen weckend,
Vom Augenblicke der Geburt des Menſchen,

Natur, unrühmlich seltsame, gebärend
Und nährend, um — zu tödten,
Wenn Unglück ist frühzeitiges Vergehen
Dem armen Sterblichen, was müssen täglich
Verhängt wirs über edle Häupter sehen?
Und ists ein Glück, o sage,
Warum so trostlos kläglich
Ist dem, der hingeht, dem auch, der zurückbleibt,
So über alles Leiden
Im Leben, solches Scheiden?

Elend wohin du blickest,
Elend im Anbeginn, elend im Ausgang,
Ist dieß Geschlecht, das schwache!
Du fügtest, daß betrogen
Vom Leben sei das Hoffen
Der Jugend selber, daß voll Leids die Wogen
Der Jahre fließen, und kein Ausweg offen
Aus aller Trangsal, als der Tod — beschieden
Als ewige Bestimmung,
Als unausweichlich Lebensziel hienieden.
Warum nicht nach so vielen
Und mühevollen Wegen
Doch mindestens ein heitres Ziel uns weisen,
Vielmehr ihn, den vor Augen stets im Leben
Wir haben, der im Grame
Noch bleibt als einz'ger Tröster uns zu preisen,
In schwarze Schleier hüllen,
Mit düstrem Graun umgeben,
Und schrecklicher das Schweigen
Des Hafens als das wilde Meer uns zeigen?

Wenn Unglück schon dieß Sterben,
Das du bestimmst uns Allen,
Die schuldlos du, unwissend, dem Verderben
Des Lebens läßt verfallen,

So iſt gewiß wer ſtirbt noch zu beneiden,
Für Jenen, welcher ſcheiden
Sieht ſeine Lieben. Und wenn auch das Leben,
Wie ich doch muß erachten,
Nur Unglück iſt, und Gnade
Der Tod, wer könnte dennoch jemals trachten,
Was er doch wahrlich ſollte,
Zu ſehn die letzte Stunde ſeiner Theuern,
Da er, gleichwie verſtümmelt,
Verkürzt am eignen Leibe, muß erblicken
Entführet über ſeines Hauſes Schwelle
Was er geliebt, mit dem er lange Jahre
Verlebt, Fahrwohl ihm ſagen ohne Hoffnung,
Daß einmal noch entgegen
Auf dieſes Lebens Wegen
Sein Bild ihm trete lebend — dann verlaſſen
Zu jeder Stund, an allen trauten Orten
Rings um ſich ſchaun, gedenken des Entſchwundnen.
Wie mag es doch, Natur, dein Herz ertragen,
Zu reißen aus den Armen
Des Freunds den Freund, des Bruders
Den Bruder, des Erzeugers
Das Kind, des liebevoll Verbundnen
Den Liebenden? Und nach des Einen Tode
Den Andern zu erhalten ohn' Erbarmen?
Iſts nicht das Schwerſte, liebend überleben
Einander? Doch was klagen wir? Um Andres,
Um Größres hat ſich die Natur zu kümmern,
Als darum, ob wir jauchzen oder wimmern.

XXXI.

Auf das Bild eines ſchönen Weibes,

das auf dem Grabmale deſſelben ausgemeißelt war.

So warſt du: jetzt hier unten
Biſt Staub und Aſche du! — Und überm Staube
Ragt ſtumm und unbeweglich, in den Wandel
Der Zeiten blickend, dem es nicht zum Raube,
Des Angedenkens Hüter und des Grames,
Der einſt'gen Schöne Bild. Der Blick, der milde,
Der zittern machte Jeden,
Auf den er unverwandt, wie hier im Bilde,
Sich richtete, und dieſer Mund, von welchem
Gleichwie von voller Urne überwogte
Die Freude; jener Hals, von Sehnſuchthauchen
Umſchwebt, und jene Hand, die liebeswarme,
Die kalt von ſüßem Schauer
Oft werden fühlte jene, die ſie drückte:
Und ach, der Buſen, welcher
Bleich machte manch Geſicht vor Sehnſuchtstrauer —
Sie waren! Jetzo ſind ſie Staub geworden
Und Todtenbein: es birgt die Marmorklauſe
Dem Aug die Schau, die widerwärt'ge, grauſe.

So wandelt die Erſcheinung,
Die uns am herrlichſten als Himmelsabbild
Geſtrahlt, das Schickſal. Ewiges Geheimniß
Des Daſeins! Heute ſehn als Quell wir prunken
Erhabenſter Gedanken und Gefühle
Die Schönheit: wonnetrunken
Begrüßen wir den Strahl vom ew'gen Leben,
Hieher geſchleudert auf den ird'ſchen Schauplatz,
Ein Zeichen und ein Hoffnungspfand zu geben
Dem ird'ſch-niedern Daſein,
Von Weſen, übermenſchlich.

Von sel'gen Reichen und von goldnen Welten:
Und morgen schon genügt ein leichter Anstoß,
Daß uns verstümmelt, widrig
Erscheint, was noch vor kurzem
Uns war ein Bild aus himmlischem Gefilde,
Und aus den Seelen schwindet
Das Ideal, das hehre,
Zugleich, in uns geweckt von jenem Bilde.

Ach, unermeßlich Sehnen
Und hohe Traumgesichte
Erzeugen in der Seele
Durch angeborne Macht die Harmonien,
Daß durch ein Meer von Wonne
Dahin die Geister ziehen,
Wie kühne Schwimmer gleiten,
Sich wiegend auf der blauen Flut ergötzlich:
Doch trifft uns disharmonisch
Ein Klang das Ohr, da schwindet
Ins Nichts zurück uns jenes Oden plötzlich.

Wie kommt es doch, wie kommt es,
Daß, wenn nur schwach und niedrig,
Nur Schatten, Staub, die menschliche Natur ist,
So hoch, so hehr sie fühlt? Und wie, wie kommt es,
Wenn höhern Adels Spur ist
In ihr, daß all ihr bestes Denken, Fühlen
Zu wecken und zu tilgen mag gelingen
So niedrig-ird'schen Dingen?

XXXII

Palinodie an den Marcheſe Gino Capponi.

Ich irrte, trauter Gino; lange Zeit
Und gar gewaltig irrt' ich. Elend, eitel,
Nannt' ich dieß Leben; thöricht, ſchnöd vor Allem
Die Gegenwart. Doch unerträglich däuchte
Was ich geſprochen dieſem vielbeglückten
Geſchlecht der Sterblichen, wenn ſterblich man
Sie nennen kann und darf. Verwundert halb,
Und halb erzürnt vom duft'gen Eden her,
Darin es wohnt, belächelte das hohe
Geſchlecht mich, ſagte mir, ich ſei verkümmert,
Unglücklich, Lebensfreude zu genießen
Unfähig oder unerfahren, hielte
Mein Leos für allgemein und alle Welt
Für meines eignen Leids Genoſſen. Siehe,
Da ging zuletzt auch mir durch Wolken duft'ger
Cigarren, und beim Knacken leckrer
Paſtetchen, und beim Ruf aus Kriegerkehlen
Nach Tränken und Sorbet, und beim Geklapper
Der Taſſen und geſchwungnen Löffel, ſtrahlend
Das Licht, das täglich ſich erneuernde,
Der Tagesblätter auf. Und nun erkannt ich
Die allgemeine Luſt, die Süßigkeiten
Des ſterblichen Geſchicks. Ich ſah den Werth,
Die Herrlichkeit von allen ird'ſchen Dingen,
Sah blumenüberſtreut die Lebensbahnen
Der Menſchen, ſah wie Alles holdanmuthend
Hienieden iſt und dauernd. Auch erkannt' ich
Das ſtaunenswerthe Streben und die Werke,
Die Tugenden, die Einſicht und das Wiſſen,
Das hohe, des Jahrhunderts. Von Marocco

Bis Catai, vom Nordpol bis zum Nil,
Von Boston bis nach Goa, ſah ich laufen
Wie um die Wette keuchend auf den Spuren
Des Glücks die Länder und die Ländchen, ſah,
Wie ſie's am Flatterhaar ſchon faßten, oder
Doch an des Mantels Zipfel. Solches ſchauend,
Und tiefnachdenklich über jene Blätter
Gebeugt, begann ich meines alten, ſchweren
Irrthums und meiner ſelber mich zu ſchämen.

Ein goldnes Alter ſpinnen endlich, Gino,
Der Parzen Spindeln uns. Die Tagespreſſe,
In Zungen und in Zeilen buntgemiſcht,
Verſpricht es uns aus allen Landen her
Einſtimmig und in Eintracht. Bruderliebe
Der Völker, Eiſenbahnen, des Verkehrs
Erleichtrung, Dampfkraft, Cholera — ſie werden
Ein Band auch um die fernſten Länder ſchlingen:
Und Niemand wird es wundern, wenn die Fichte,
Die Eiche trieft von Milch und Honig, oder
Wenn etwa gar beim Klange der Muſik
Zu tanzen ſie beginnt. So ſehr ja wuchs
Die Zauberkraft der Kolben und Retorten
Und der Maſchinen, die mit Himmelsmächten
Werteifern; und noch immer weiter, weiter
Wird ſie gedeihn: vom Guten ſtrebt zum Beſſern
Endlos in raſchem Fluge fort und fort,
Was ſtammt vom Blute Sems und Chams und Japhets.

Doch freilich, Eicheln werden wir nicht eſſen,
Wenn uns nicht Hunger zwingt, und nicht ablegen
Das harte Eiſen. Und ſo manches Mal
Verzichten werden wir auf Gold und Silber,
Mit Wechſelſcheinen uns zufrieden gebend.
Nicht immer ſchonen werden wir der Brüder,
Wir Edelmüthigen; noch jezuweilen

Wird Blut und Mord Europas Strand beſudeln,
Und auch jenſeits des Meers den andern Strand
Im Weſten, der als friſche Amme gilt
Der reinen menſchlichen Geſittung — wenn
Zum Kampfe treibt uns brüderliche Schaaren
Ein Streit um Zimmt, um Pfeffer, oder and'res
Gewürz, um ſüßes Rohr auch, oder ſonſt
Um einen ähnlichen, verhängnißvollen
Beweggrund, der Bezug hat auf das Gold.
Tugend und wahrer Werth, Beſcheidenheit
Und Liebe zur Gerechtigkeit, ſie werden
In jedem Staate fremd und ferne bleiben
Dem öffentlichen Leben, werden immer
Unglücklich ſein, bedrängt und unterdrückt,
Denn ihnen iſts beſchieden, alle Zeit
Zu ſtehn im Hintergrunde. Trug und Keckheit,
Mit Mittelmäßigkeit im Bunde, werden herrſchen
Und oben ſchwimmen immer. Herrſchaft, Macht,
Vereinigt oder einzeln, wird mißbrauchen
Wer eben ſie beſitzt und unter jedem
Belieb'gen Namen. Dieſe Satzung gruben
Natur und Schickſal in demantne Tafeln,
Und Volta nicht noch Davy wird mit Blitzen
Sie tilgen, nicht Britannien mit ſeinen
Maſchinen allen, noch mit einem Ganges
Politiſcher Schriftwerke dieß Jahrhundert.
Stets wird betrübt der Edle ſein, und heiter
Der Schuft und der Gemeine: ſtets entgegen
Den hohen Seelen wird die Welt bewaffnet
Sich ſtellen, ſtets wird wahrer Ehre folgen
Verleumdung, Haß und Neid. Des Starken Beute
Wird ſtets der Schwache ſein, des Reichen Sklave
Wird ſtets der Nüchterne, der Bettler ſein,
Und bleiben wird ers unter jeder Form
Des Staates und in jeglicher Entfernung
Vom Pol und vom Aequator, immerdar,

So lang uns Menſchenſöhnen dieſer Wohnplatz
Noch wird gelaſſen, und dieß Tageslicht! —

Einprägen muß ſich dieſe Ueberreſte
Und dieſe Zeichen der vergangnen Alter
Die goldne Zeit, die jetzo will beginnen:
Denn tauſendfält'gen Widerſtreit in ſich
Trägt von Natur die menſchliche Geſellſchaft,
Und dieſe Widerſprüche zu verſöhnen
Vermochte nie die Einſicht, noch die Kraft
Der Menſchen, ſeit dem Tage, wo entſtanden
Dieß rühmliche Geſchlecht, noch wird es je,
Wie klug es ſei und einflußreich, vermögen
Ein Tagblatt oder Bündniß. Doch in Dingen,
Die wicht'ger noch, wird unerhörte, volle
Glückſeligkeit erblühn den Menſchen. Weicher
Von Tag zu Tag wird unſre Kleidung werden,
Von Wollſtoff oder Seide. Abthun werden
Ihr grob Gewebe Handwerksmann und Landmann,
Baumwolle wird umſchließen ihre Glieder,
Die rauhen, und den Rücken Biberfelle.
Von beßrer Arbeit werden, zierlicher
Zu ſchauen ohne Zweifel ſein Tapeten,
Vorhänge, Stühle, Kanapés und Tiſche,
Fußſchemmel, Betten, ſonſt'ger Hausrath, ſchmückend
Mit ſtets erneutem Prunke die Gemächer:
Auch manche neue Form von Keſſeln, Töpfen,
Wird zu bewundern ſein am Küchenfeuer.
So reißend von Paris bis nach Calais,
Von da nach London und nach Liverpool,
Wird ſein der Weg, vielmehr der Flug, daß kaum
Es jetzo denkt die Phantaſie, und unter
Der Themſe weitem Bett wird eine Bahn
Sich öffnen, ein ſo kühn, unſterblich Werk,
Daß längſt es ſollte ſchon vollendet werden!
Beleuchtet beſſer werden ſein, wenn auch

Nicht eben sicherer, zu nächt'ger Zeit
Die Gassen alle, selbst die kleineren
In größern Städten, und zuweilen auch
Die größeren in kleinern Städten. — Sieh!
So schöne Dinge, so beglücktes Loos
Bestimmt ist Jenen, die da kommen werden!

O glücklich, die, indeß ich solches schreibe,
Als kleine Schreier erst in ihren Armen
Empfängt die Amme! denen es vergönnt ist,
Zu schaun dereinst die vielersehnten Tage,
Wo es durch lange Forschung ist ermittelt,
Und mit der Muttermilch es einsaugt Jeder,
Wie viele Pfunde Salz, und wie viel Fleisch,
Und wie viel Malter Mehl in jedem Monat
Verzehrt das Vaterstädtlein, und wie viele
Geburten und wie viele Todesfälle
Verzeichnet Jahr um Jahr der alte Pfarrer;
Und wo, millionenfach in der Sekunde
Gedruckt, die Ebnen und die Hügel alle,
Und auch vielleicht des Meers endlose Strecken,
Gleich einem luft'gen Kranichzug, der plötzlich
Das Licht des Tages raubt den weiten Fluren,
Die Zeitungen bedecken, Seel' und Leben
Der Welt, und einz'ger Quell des Wissens
Für dieses Alter und für jedes künft'ge! —

Gleichwie ein Kind voll nimmermüden Eifers,
Mit Blättchen und mit Spänchen, in Gestalt
Von Tempel oder Palast oder Thurm
Erhöht ein Bauwerk, und sobald's vollendet,
Nicht lange säumt, es wieder umzustürzen,
Weil eben diese Blättchen ihm und Spänchen
Sind unentbehrlich für ein neues Werk:
So sieht Natur auch kaum ihr Werk vollendet,
Ob kunstvoll auch und staunenswerth dem Anblick,

Als ſie's ſchon wieder zu vernichten ſinnt,
Verwendend anders die gelöſ'ten Theile.
Vergebens ſtrebt zu wahren ſich und Andre
Vor ſo grauſamem Spiel, deß Urſach ewig
Verborgen bleibt, der Menſch, in tauſend Arten
Bewährend ſeine Kräfte, ſeine Künſte,
Mit kluger Hand: denn jeder Mühe trotzend,
Vollzieht Natur, die harte, wie ein Kind
Voll unlenkſamen Sinnes, ihre Launen,
Und Schaffen und Zerſtören ohne Raſt
Iſt ſtets ihr Zeitvertreib. Und ſo geſchichts,
Daß ein unendlicher, ein bunter Troß
Von Peinen und von Uebeln, unheilbar,
Bedrückt den ſchwachen Menſchen, der geboren
Zum Untergang unrettbar iſt: ſo kommts,
Daß Kräfte der Zerſtörung feindlich ihn
Bedrohn von außen und von innen, raſtlos,
Seit jenem Tag, der ihn gebar, und ihn
Drangvoll ermüden, ſelber nie ermüdet,
Bis dann erdrückt von eigner Mutter Händen,
Der grauſamen, und athemlos er daliegt.
Und dieſe Noth des Lebens, edler Geiſt,
Die äußerſte, das Alter und der Tod,
Die ſchon beginnen, wenn des Kindes Lippe
Noch ſaugt an Brüſten, draus ihm Leben träufelt,
Wird, denk' ich, auch das neunzehnte Jahrhundert
Nicht glücklicher bekämpfen, als das unſre.
Doch, iſts erlaubt, manchmal beim rechten Namen
Das Wirkliche zu nennen, wird nicht anders
Als unglückſelig heißen jederzeit,
Und nicht allein im bürgerlichen Leben,
Auch ſonſt in jeglichem Bezug des Lebens,
Unheilbar von Natur und durch Geſetze,
Die Erd' und Himmel allgiltig umfaſſen,
Ein jedes Menſchenkind. Doch neuen Rath,
Und wahrhaft göttlichen, erſannen jetzt

Die hellen Geister unsrer Zeit. Da sie
Nicht einen Einzelnen vermögen glücklich
Zu machen, suchen sie die allgemeine
Glückseligkeit der Völker: diese finden
Sie leichtlich, wähnend, aus den Einzelnen,
Die niederträchtig oft und elend immer,
Ein glückliches und heitres Volk zu machen!
Und solches Wunder, das uns kein Pamphlet
Erklärt, und keine Monatschrift, kein Tagblatt,
Bestaunt und preis't die Menschheit unverstanden.

O Geist, o Einsicht, Scharfsinn, übermenschlich,
Der Zeit, in der wir leben! Welches sichre
Philosophiren, welche Weisheit lehrt
In den geheimsten, höchsten, feinsten Dingen
Den kommenden Jahrhunderten das unsre!
Mit welcher ärmlichen Beständigkeit
Wirft heut der Mensch vor das, was gestern er
Verspottet, sich auf's Knie, um morgen wieder
Es zu zertrümmern, dann aufs neu die Trümmer
Zu sammeln, es auf den Altar zurück
Zu setzen, es mit Weihrauch zu bequalmen!
Wie hoch zu schätzen ist, die uns Vertrauen
Einflößt auf dieß Jahrhundert, ja dieß Jahr,
Des Denkens Eintracht! Und mit welcher Sorgfalt
Geziemts, wenn wir dem Denken dieses Jahres,
Dem das des nächsten schon unähnlich ist,
Das unsere vergleichen, nicht zu sehn,
Daß nicht um einen Punkt sie sind verschieden!
Und wie so weit voraus hat unser Alter,
Wenn man die neue Zeit vergleicht der alten,
In philosoph'schem Fluge sich erschwungen!

Der Deinen einer, Gino, ein gewandter
Versmacher, und in allen Wissenschaften,
In allen Künsten, allen Fertigkeiten

Und aller Weisheit, welche war und sein wird,
Erfahrner Meister, und Verbesserer,
Sprach so zu mir: „Laß ab zu singen immer
Dein eigenes Empfinden: darum kümmert
Sich dieses männliche Jahrhundert nicht.
Es wendet ernsten, ökonom'schen Studien
Sich zu, und faßt mit hochgespannten Brauen
Ins Auge die polit'schen Dinge. Sprich,
Was nützt es dir, in eigner Brust zu wühlen?
Such' nicht den Stoff des Liedes in dir selbst!
Verkünde dieser Zeit Bedürfnisse
Und reife Hoffnung!" — O denkwürd'ge Worte!
Ich aber freilich konnte nicht umhin,
Hellaufzulachen, als das Wörtchen Hoffnung
Ins Ohr mir, ins profane, klang, gleich wie
Ein Harlekinswort, oder wie ein Laut
Von kind'scher Zunge, kaum der Milch entwöhnt.
Nun kehr' ich um: einschlag' ich eine Richtung,
Entgegen jener frühern, da mirs klar
Geworden durch Exempel, zweifellos,
Daß man dem eigenen Jahrhundert nicht
Darf widersprechen, nicht zuwider handeln,
Ersehnt man Ruf und Lob von ihm; nein, treulich
Ihm schmeicheln und sich fügen muß: nur so
Gelangt auf kurzem und bequemem Pfad
Man zu den Sternen. Ich nun, der ich auch
Verlange zu den Sternen, denke zwar
Zu meines Liedes Stoff nicht des Jahrhunderts
Bedürfnisse zu machen, denn für diese
Sorgt schon, und stündlich reichlicher, der Laden
Des Kaufmanns und die Werkstatt; doch die Hoffnung,
Die Hoffnung, ja, die will ich singen — sie,
Die schon ein sichtbar Götterpfand verbirgt:
Als beßrer Zeit Beginn zeigt Wang' und Lippe
Des Jünglings unverkürzten Haars Gedeihn!

O sei gepriesen, Zeichen du des Heils!
Du erstes Licht der schönen Zeit, die naht!
O sieh, wie deines Anblicks Erd und Himmel
Sich schon erfreut, wie schon der Blick der Mädchen
Erglänzt, wie bei Gelag' und Festen bärt'ger
Heroen Ruhm von Mund zu Munde geht!
O wachse, wachse für das Vaterland,
Du junges, wahrhaft männliches Geschlecht!
Im Schatten dieses Haars gedeiht Italien
Und ganz Europa von des Tajo Quellen
Zum Hellespont, und sicher ruht die Welt.
Nur lächelnd grüße fortan den Erzeuger,
Den rauhbehaarten, neugebornes Kind,
Bestimmt für goldne Zeiten, und erschrick nicht
Vorm harmlos-schwarzen Vater-Angesicht!
Ja lächle, zartes Kindlein! Aufbehalten
Ist dir so vieler Worte Frucht: zu sehn
Der Freude Reich, in Stadt und Land gegründet,
Beglückt die Jugend und beglückt das Alter,
Und — Bärte, wallende, zwei Spannen lang!

XXXIII.

Mondesuntergang.

So wie in Nächten, einsam
Auf silberlichten Fluren und Gewässern
Dort wo der Zephyr säuselt,
Und tausend holde Formen
Und trügerische Bilder
Die fernen Schatten zaubern,
Bald wo die Flut sich kräuselt,
Bald im Gebüsch, am Hügel, in den Weilern:
Da birgt, hinabgezogen
Zum Himmelsrand, der Mond sich hinter Häuptern
Des Apennins, der Alpen,
Im weiten Schooße der Tyrrhenerwogen.
Die Welt verdüstert sich, die Schatten schwinden,
Und braune Finsterniß umwebt die Fluren —
Die Nacht ist wie verwaiset,
Und singend grüßt, mit traurig-ernstem Liede,
Des fliehnden Lichtes letzte Silberspuren,
Das früher ihm als Führer
Gedient, auf seinem frühen Weg der Närrner.

So fern und immer ferner
Entweicht aus unserm Leben
Die Jugend. Es entfliehen
Die Bilder und die Schatten
Des holden Trugs, und mehr und mehr ermatten
Die Hoffnungen, die fernen,
Darauf die menschliche Natur vertrauet.
Verlassen und umnachtet
Bleibt dann das Leben. Und wenn es betrachtet
Der Wandrer, sucht verwirrt er und vergebens

Des langen Wegs, der ihm noch bleibt zu wandern,
Ziel und Beweggrund; fremd iſt
Der Wohnſitz ihm der Menſchen,
Und fremd auch iſt er ſelber längſt den Andern.

Zu glücklich und zu heiter
Wär unſer Loos auf Erden,
Wenn unſre Jugendzeit, wo doch noch Wonnen,
Wenn auch aus Leidensbronnen,
Erglühn, andauerte durchs ganze Leben.
Zu mild wär der Beſchluß auch
Der Götter, der zum Tod verdammt das Leben,
Wenn nicht auch noch des Lebens letzte Hälfte
Zuvor uns düſtrer machte
Das Schickſal als den Tod, vor dem wir beben.

Als würdige Erfindung
Unſterblich weiſer Geiſter,
Und letztes Uebel gaben uns die Götter
Das Alter, wo die Sehnſucht
Noch währet, doch vernichtet iſt die Hoffnung,
Verſiegt der Born der Luſt, das Maß der Leiden
Erfüllt bis an den Rand, erſchöpft die Freuden.

Ihr, ſanfte Höhn und Fluren,
Ihr werdet, ob auch jetzt der Glanz geſunken,
Der ſilbern malt' im Weſten dort den Schleier
Der Nacht, nicht lange werdet
Verwaiſ't ihr bleiben, und mit neuen Funken
Bald wieder wird der Himmel ſich erhellen
Von Oſten her, und auferſtehn das Frührot.
Der Sonne Pforten werden ſich erſchließen
Und, in die Runde ſtrahlend
Mit den gewalt'gen Flammen,
Wird ſie mit Strömen Lichtes

Euch und des Aethers Weiten übergießen;
Doch dieſes ird'ſche Daſein, wenn die Jugend
Einmal, die holde, ſchwand, nie wieder funkelt
Uns neues Licht und neue Morgenröthe.
Verödet bleibt das Leben;
Als Ziel der Nacht, die immerdar umdunkelt
Die andern Lebensalter,
Hat nur das Grab der Himmel uns gegeben.

XXXIV.

Der Ginſter oder die Blume der Wüſte.

Hier auf dem dürren Rücken
Des ſchreckenvollen Berges
Veſuvius, des Zerſtörers,
Den ſonſt nicht Baum noch Blume heiter ſchmücken,
Verbreiteſt einſam du ringsum dein Strauchwerk,
O Ginſter, lieblich duftend,
Der Wüſte Freund! So ſah ich auch als Zierde
Dein liebliches Gerank auf jenen Fluren,
Den öden, rings umgebend
Die ew'ge Stadt, die, ach, zur Zeit der Ahnen
War Königin der Erde, wo dein Anblick
Ans Weltreich, das verlorne,
Den Wandrer ſchweigend ſinnvoll will gemahnen.
Nun find ich dich auf dieſem Boden wieder:
Magſt du ſo gern dich traurig-öden Stätten
Geſellen und verſunknen Herrlichkeiten?
Auf dieſen Flächen hier, den öden, weiten,
Beſtreut mit Aſchenhügeln, überkruſtet
Von ſteingewordner Lava,
Hell unterm Schritt des Wanderers erkniſternd,
Wo Schlangen niſten und ſich ringelnd ſonnen

Und ſtets zum klüftereichen
Verſtecke die Kaninchen wiederkehren:
Da ſtanden heiter prangend
Landhäuſer einſt, umglänzt von goldnen Aehren
Und vom Gebrüll der Rinder widerhallend;
Da Gärten und Paläſte,
Den Mächtigen erwünſchtes Ziel der Muße;
Da ſelbſt berühmte Städte,
Die dieſes ſtolze Bergeshaupt gewitternd
Mit Strömen traf aus ſeinem Flammenſchlunde,
Sammt den Bewohnern. Nun bedeckt der wilde
Ruin die Fluren weithin in der Runde.
Nur du haſt drin mitleidig aufgeſchlagen
Den Wohnſitz, edles Kraut, zum Himmel ſchickend
So ſüßen Duftes Milde,
Daß ſich die Wüſte dran erlabt. Es komme
Hieher, wer ſich gewöhnt, das ird'ſche Leben
Zu preiſen, ja er komm' auf dieſe Fluren,
Zu ſehn, ob der Natur am Herzen liege
Wahrhaft das Wohl und Weh der Kreaturen!
Hier mag er auch ermeſſen
Mit rechtem Maß die Kraft der Menſchenkinder,
Die jene harte Mutter, unerwartet,
Mit leichtem Ruck im Augenblick zum Theile
Vernichtet, und mit wenig ſtärkerm Anſtoß
Urplötzlich auch mag ganz und gar vernichten.
Ja, ſeht nur dieß Gefilde,
Es kann euch von der Menſchheit Loos im Bilde,
Von „ihres Fortſchritts Herrlichkeit" berichten!

Hier ſpiegle dich, du ſtolzes,
Du thörichtes Jahrhundert,
Das du des Pfads nach vorwärts,
Dir vorgezeichnet von des neu erwachten
Gedankens Freiheit, ſchon nicht mehr willſt achten,
Und, rückwärts wendend deinen Schritt, dich rühme

Des Rückſchritts, und ihn Fortſchritt
Benennſt, ein eitler Prahler. Die Talente,
Die Geiſter, welche du gebierſt, ſie neigen
Als Schmeichler ſich vor deinem kind'ſchen Sinne,
Ob auch wohl im Geheimen
Sie deiner ſpotten. Ich nur
Will nicht ins Grab mit ſolcher Schande ſteigen:
Leicht wär' mirs, nachzuahmen
Die Anderen, und faſelnd um die Wette,
Zu kitzeln dir die Ohren:
Doch lieber will ich alle die Verachtung,
Die ich im Buſen trage
Für dich, ſo laut ich es vermag, verkünden:
Daß ſchmähliches Vergeſſen
Bedroht den Mann, deß Wort dem Schwarm zur Pein iſt,
Ich weiß es, doch ich lache dieſes Unglücks,
Das mir mit dir gemein iſt!
Von Freiheit träumend, willſt du den Gedanken
Geknechtet doch vom Neuen,
Durch den wir uns entriſſen
Der Barbarei zum Theil, durch welchen einzig
Geſittung blüht, durch den der Staaten Schickſal
Sich einzig mag erfreuen.
So ſehr mißfiel die Wahrheit
Des harten Looſes dir, des niedern Ortes,
Den uns Natur beſchied, und flüchtend wandteſt
Den Rücken du der Klarheit
Des Lichts, das ſie dir offenbarte; Feigling
Schiltſt du den Freund des Lichtes
Und muthig den, der, liſtig oder thöricht,
Lobpreiſend ſtrebt das Leben
Der Menſchen zu den Sternen zu erheben.

Ein Mann von dürft'gem Stand und ſiechen Gliedern,
Wenn er an Geiſt iſt edel und erhaben,
Nicht nennt er kraftgewaltig

Sich je, noch reich an goldnen Glückesgaben,
Noch trachtet er sich mit dem Schein zu brüsten
Von hohem Glanz, von Einfluß,
In thöricht eitlem, kleinlichem Gebahren:
Nein, ohne Scham sich zeigt er
An Leibeskraft ein Bettler und an Schätzen,
Und nennt sich selbst nicht anders, und betrachtet
Sein Lebensloos nach seinem Werth, dem wahren.
Nicht als ein edel Wesen
Gilt jenes mir, nein, thöricht,
Das, für den Tod geboren, und in Peinen
Erzogen, ruft: Geboren
Zur Freude bin ich! und mit schnödem Hochmuth
Besudelnd Blätter, herrlich Loos und neue
Glückseligkeit, wie nicht sie kennt der Himmel,
Geschweige diese Welt, mit kecken Mienen
Verspricht den Völkern, die doch schon ein Anprall
Des stürm'schen Meers, ein Anhauch
Von böser Luft, ein unterirdscher Einsturz
Vernichtet so, daß kaum noch
Erinnrung bleibt von ihnen.
Nur Jenen nenn' ich muthig,
Der kühnlich zu erheben
Sein sterblich Auge wagt dem allgemeinen
Geschick entgegen, und mit freier Zunge,
Der Wahrheit nichts entziehend,
Gesteht das schlimme Loos, das uns beschieden,
Und unser armes, schwaches Sein hiernieden;
Der groß und stark im Dulden
Sich zeigt, nicht unter Brüdern wildes Grollen
Und Haß noch mehr entfacht — der Uebel schlimmstes —
Dem Nächsten das Verschulden
Des Leids zuwälzend; — nein, anklagend
Die wahrhaft schuldig ist, der Menschen Mutter,
Stiefmutter an Gesinnung.
Sie nennt er Feindin, gegen sie verbündet

Denkt er von jeher — und so ists in Wahrheit —
Die menschliche Gesellschaft;
Verbrüdert denkt er Alle sich; entzündet
Von wahrer Lieb', umschließt er
Die Menschen und erwartet
Beistand, und leistet ihn, rasch und mit Nachdruck,
In jeder Drangsal, jeglicher Gefährde
Des allgemeinen Kriegs. Und gegen Kränkung
Des Nächsten sich zu waffnen, Andern Schlingen
Zu legen, Hindernisse zu bereiten,
Das dünkt so thöricht ihn, als auf dem Schlachtfeld,
Vom grimmen Feind umgeben,
Im heftigsten Getös des wucht'gen Angriffs,
Des Gegners ganz vergessend, Zank erheben
Mit Freunden, treubewährten,
Und wilde Flucht verbreitend Brände schleudern
Ins Heer der Kampfgefährten.
Wenn solche Wahrheit wieder,
Wie einst sie war, dem Volke klar geworden,
Und jener Schreck, der anfangs
Die Sterblichen zum Trotz
Der grausamen Natur vereint, zum Theile
Gesänftigt wird in wahren Wissens Lichte,
Dann wird der Bürger redliche Gemeinschaft,
Und Recht und Tugend stärkre Wurzel schlagen,
Als übermüth'ge Possen,
Wenn anders Redlichkeit in jenen Tagen
So fest mag stehn, als jetzo steht gegründet
Das, was doch seinen Grund im Irrthum findet.

Wie oft auf diesen Flächen,
In düstres Braun von jener Flut gekleidet,
Die längst erstarrt und doch noch scheint zu wogen,
Sitz' ich des Nachts, und überm düstern Plane
Seh' ich die Sterne flimmern,
Die sich im Meere spiegeln,

Und, wie beſät mit Funken in der Runde,
Seh' ich die Welt im heitern Aether ſchimmern.
Und wendet ſo das Aug ſich zu den Lichtern,
Die ihm nur Punkte ſcheinen,
Und doch ſo unermeßlich,
Daß gegen ſie nur Punkte Meer und Erdkreis
In Wahrheit; denen ewig unbekannt iſt
Der Menſch und ſelbſt der Erdkreis,
Auf dem ein Nichts der Menſch; und blick' ich aufwärts
Sodann zu jenen noch unendlich fernern
Sternknoten, wenn ich ſo ſie darf benennen,
Die uns ein Nebel ſcheinen,
Und denen nicht bloß Erd und Menſch, nein, ſelber
Die Sterne, grenzenlos an Zahl und Maſſe,
Mitſammt der goldnen Sonne
Fremd ſind für immer, oder
Erſcheinen ſo nur, wie ſie ſelbſt der Erde:
Als Punkte, winzig kleine,
Von neblich mattem Licht: ha, wie erſcheinſt du
In ſolchen Augenblicken
Dem innern Sinn, o menſchliche Gemeine?
Und denk' ich deines Zuſtands dann hier unten,
Des Bild der Boden iſt, den ich beſchreite,
Denk' ich, wie du als Herrſcher dich dem Ganzen,
Als Gipfel meinſt beſtellt, und wie viel male
Zu faſeln dirs gefiel von Himmelsgöttern,
Die auf dieß arme Sandkorn,
Das dunkle, das man Erde
Benennt, herunterſtiegen, um behaglich
Zu plaudern mit den Deinen —
Und wie nicht minder auch in unſern Tagen,
Erneuernd Träume, die zum Spott geworden,
Der Weiſen Wort verachtet
Dieß Alter, das da meint zu überragen
An Wiſſen und Geſittung
Die frühern alle — welch gemiſcht Empfinden

Fühl' ich dann gegen dich in mir erwachen,
Nicht wissend, ob für deines Sinns Verblendung,
O Erdensohn, sich ziemet
Des Mitleids Thränenzoll, ob spottend Lachen!

Wie fallend oft vom Baum ein kleiner Apfel,
Den dort im Herbst, im späten,
Nicht fremde Kraft, nur seine eigne Reife
Zum Falle bringt, die Wohnungen des kleinen
Ameisenvolks, gegraben
In weiche Scholle mühvoll, und die Werke,
Den Vorrath auch, den still in langer Arbeit
Die Emsigen gesammelt, ausgerüstet
Mit klugbedächt'gem Sinn, in Sommertagen,
Zertrümmert und verschüttet und verwüstet,
In einem Nu: so von der Höhe stürzend,
Aus tiefem Bauch des Berges,
Des donnernden, zuerst emporgetragen
Hoch in des Himmels Raum, hat mitternächtlich
Der Niedersturz von Asche, Bims, Gerölle,
Gemischt mit Flammenbächen,
Und, übern Hang des Berges seine Straße
Sich bahnend durch die Gräser,
Die feurigrothe Masse
Geschmolzenen Metalls und glühnden Sandes,
Gleich einem Wolkenbruch herniederprasselnd,
Die Städte, die das Meer dort an des Landes
Vorsprung benetzt, verwandelt
In wüsten Graus, zertrümmert und verschüttet
Im Augenblick —: so daß, wo sie gestanden,
Die Ziegen weiden, wo nicht neue Städte
Die Zinnen heben, welchen die begrabnen,
Die wir in Schutt betrauern,
Zum Schemel dienen, und es scheint die Ferse
Der stolze Berg zu setzen auf die Mauern.
Des Menschen Untergang gereicht der Mutter

Natur nicht mehr zum Grame,
Als der des winzig kleinen
Ameisenvolks, und wenn sie seltner lenket
Auf jenen die Vernichtung,
Ists nur, weil sie bedenket,
Daß nicht so fruchtbar ist des Menschen Same.

Verrennen schon sind achtzehn
Jahrhunderte, seitdem, erstickt vom Anhauch
Der feurigen Gewalt, die reichbewohnten
Behausungen verschwunden,
Und ängstlich hebt der Pfleger
Des Weinstocks, den in diesen Gründen spärlich
Die Scholle nährt, von Asche dicht bestreuet,
Den Blick empor zum Gipfel,
Dem viel-verhängnißvollen, der, nicht milder
Geworden, ragt und schreckensvoll noch dräuet
Ihm selber und den Kindern, und dem kargen
Besitzthum. Und noch oftmals,
Auf seines Hauses Dache,
Des ländlichen, die ganze Nacht im Wehen
Der freien Lüfte schlaflos liegend, oft auch
Empor in Eile springend, späht der Arme
Nach jener glühnden Masse Lauf und Richtung,
Die, quellend aus dem tiefen Kratergipfel,
Den Berg umwindet wie mit Feuerkränzen,
Daß hell im Widerscheine
Der Gluten Capris Meerstrand
Und Napels Golf und Mergellina glänzen.
Und sieht er sie herannahn, oder höret
In seines Brunnens Höhlung,
Des häuslichen, die Wasser siedend sprudeln,
Da weckt er Weib und Kind, und, aufgestöret,
So viel von ihrer Habe
Noch an sich raffend, als sie können, flüchten

Sie fernhin, ſehn von ferne dann des kleinen
Wohnhauſes traulichen Bezirk, den Acker,
Der einzig ſie geſchützt vor Hungerspeinen,
Zur Beute werden jener Flammenwelle,
Die kniſternd ſich heranwälzt, unerbittlich
Verſchlingend jene traute Heimatſtelle.

Es kehrt zum Licht des Himmels
Aus des Vergeſſens Grüften
Pompeji wieder, ein ſo lang begrabnes
Skelett: Geiz oder Mitleid
Der Erde giebt es neu zurück den Lüften.
Und vom verlaßnen Forum
Geradhin zwiſchen Reihen
Verfallner Säulengänge ſieht im Schreiten
Das zweigetheilte Bergjoch in der Ferne
Der Wandrer, ſieht die Rieſenkuppe qualmend
Von Rauch, die noch zu drohen
Den Trümmern ſcheint, die rings ſich hier verbreiten.
Und in der Nacht geheimem Graun, durch öde
Theater, durch geſtürzte Tempel, Häuſer,
Wo bergen ihre Brut die Fledermäuſe,
Wie eine Todesfackel,
Die düſter flackert in verlaßnen Räumen,
Sieht man den Schein der grauſen Lava zittern,
Und fernher durch das Dunkel
Die Glut, die alldurchdringende, gewittern.
So, nichts vom Menſchen wiſſend, nichts von Zeiten,
Die alt er nennt, und nichts von ew'ger Folge
Der Väter und der Enkel,
Grünt fort und fort Natur; was ſcheint zu ſtehen,
Es ſchreitet fort auf ſolchem langen Wege.
Von ihrem Blicke kaum bemerkt, vergehen
Die Reich' und Völker: Alles ſchwebt von hinnen,
Der Menſch nur will Unſterblichkeit gewinnen.

Du auch, o ſtille Pflanze,
Die du mit duft'gem Strauchwerk
Das öde Feld hier überziehſt und ſchmückeſt,
Auch dich wird bald der grauſame Gewalthauch
Des unterirdſchen Flammenſtroms erſticken,
Der, zu bekannter Stätte
Zurück ſich wendend, nicht wird lange zögern,
Mit ſeinem Saume gierig vorzurücken
Bis an dein ſchmeidig Dickicht. Widerſtandlos
Magſt unter dieſer Todeslaſt du beugen
Dein ſchuldlos Haupt: genug, daß du bis dahin
Es nicht gebeugt mit feigem Flehn vor jenem
Zukünft'gen Unterdrücker,
Und daß du's nicht erhoben
Wahnwitzig eitel gegen die Geſtirne,
Und daß du nicht mit lächerlichem Stolze
Geprieſen dieſe Wüſte, wo du wohnteſt
Nach eigner Wahl nicht, nein, durch fremde Fügung.
Du biſt um ſo viel weiſer,
Und ſtärker um ſo vieles denn die Menſchen,
Als kein unſterblich Leben
Du dir erhofft in dieſem irdſchen Daſein
Durch Gunſt des Schickſals oder eignes Streben.

XXXV.

Abſchied.

Den Schritt hinaus vor meine Schwelle wend' ich:
Daß ſie die Theure feſſeln mir im Hauſe,
Den flehnden Blick nach Wind und Regen ſend' ich.

Ich hörte doch im Wald des Winds Gebrauſe,
Und leiſe Donner im Gewölke grollen,
Eh noch das Licht verließ des Morgens Klauſe.

Die Liebſte ſcheidet! — Mitleid mir zu zollen
Gedenkt, o Himmel, Erde, Wolken, Bäume,
Wenn Liebende noch Mitleid finden ſollen!

Sturmwind, wach auf! Gewitter du, nicht ſäume!
Brecht los, und laßt den Graus ſo lange währen
Bis ſich der Tag erneut für andre Räume! . . .

Aufſchließt der Himmel ſich, in Blau verklären
Die Fernen ſich, der Windhauch ſchweigt, es blendet
Grauſam die Sonne mir das Aug voll Zähren!

XXXVI.

Fragment.

Des Tages Strahl im Weſten war verglommen,
Zerronnen war der Weiler Rauch, der Hunde
Gebell und aller Laut zur Ruh gekommen.

Da wandelte beſchwingt in ſpäter Stunde
Durch Blumenau'n, die reizvoll prangend ſchlieſen,
Die Schöne zu verſchwiegnem Liebesbunde.

Mildheller Glanz umſpann die Höhn, die Tiefen,
Und flüſſig Silber ſah man vom Geleiſe
Des Monds hernieder auf die Bäume triefen.

Im Nachtwind flüſterten die Bächlein leiſe;
Mit dem Gemurmel ihrer Flut im Haine
Vereinte klagend ihre ſüße Weiſe

Die Nachtigall. Fern ſchimmerte das reine,
Glanzhelle Meer, und Bergesgipfel ſtiegen
Verklärt empor in wunderbarem Scheine.

Die Thäler ſah man ſanft umſchattet liegen,
Und um die Höhn an des Gebirges Hange
Den Aether wie ein ſchimmernd Kleid ſich ſchmiegen.

So weiter ſchritt auf einſam ſtillem Gange
Das Weib, und Düfte, ſüß ihr zugetragen
Von weicher Luft, umſpielten ihre Wange.

Nicht [illegible] ob heiter ihr Gemüth, du fragen:
Hold war die Nacht, doch holder noch der Wonnen
Vorahnung, die das Herz ihr machte ſchlagen.

Doch, ach, wie bald iſt Menſchenglück zerronnen!
Nichts währt — vergeblich Hoffen bleibt auf Erden
Das einzig Dauernde, das wir gewonnen!

Es ſah die Schöne plötzlich trübe werden
Des Himmels Antlitz, das geſtrahlt ſo prächtig,
Und ſchneller eilte ſie, mit Angſtgeberden.

Ein ſchwarz Gewölk erhob, von Stürmen trächtig,
Sich hinter Bergen, Mond und Sterne ſchwanden,
Und mehr und mehr anwuchs das dunkle mächtig.

Und ſeine trägen Rieſenglieder wanden
Zum andern Himmelsrand ſich, wogten über,
Sich breitend wie ein Mantel ob den Landen.

Des Lichtes Schein ward trüb und immer trüber,
Und aus dem Wald, wo herrſchte tiefes Schweigen,
Kam dumpfes Windesbrauſen jetzt herüber.

Und toller bald begann der Sturm den Reigen;
Aufflatterten, aus nächtlich ſtillem Traume
Geweckt, die ſcheuen Vögel in den Zweigen.

Nun ſenkte wachſend zu des Meeres Schaume
Hinab die Wolke ſich, daß dort die Wellen,
Hier das Gebirg ſie ſtreifte mit dem Saume.

Des Himmels Reſt verſchlang, des ſternenhellen,
Die Nacht, man hörte rauſchen die Gewalten
Der Sturzflut fern, dann näher brauſend ſchwellen.

Und augenblendend im Gewölke ſtrahlten
Die Blitze, die mit ihrem grellen Blinken
Die Lande düſter, roth den Aether malten.

Ihr Knie ſchon fühlte matt die Aermſte ſinken.
Das Ungewitter tobte wie die Wogen
Des Bergſtroms, der ſich ſtürzt von Felſenzinken.

Entſetzt zur Himmelshöhe, ſchwarz umzogen,
Aufblickend, ſtand ſie ſtill oft, eilte wieder,
Daß hinter ihr Gewand und Locken flogen.

Und mit der letzten Kraft der zarten Glieder
Brach ſie des Sturmes Widerſtand; der Regen
Warf kalte Tropfen in ihr Antlitz nieder.

Und wie ein Raubthier kam ihr wild entgegen
Der Donner, brüllend durch des Aethers Auen,
Nicht wollte Regenguß und Sturm ſich legen.

Wie flogen wirbelnd, ſeltſam anzuſchauen
Allwärts da Blätter, Staub und Körner Sandes,
Gejagt im wilden Braus, im Wettergrauen.

Sie deckt' ihr Auge, müd' des grellen Brandes,
Und fröſtelnd zog, enteilend dem Geſchicke,
Sie feſt an ſich die Hülle des Gewandes.

Doch ſtets herflog der Blitz vor ihrem Blicke,
Den Schauder fühlte kalt durchs Herz ſie fluten.
Sie ſtand — es ſank ihr Muth, — ſie ſah zurücke.

Noch einmal flammten auf des Blitzes Gluten,
Und wieder finſter wards in Süd' und Norden,
Der Donner war verſtummt, die Winde ruhten.

Rings Alles ſchwieg, und ſie war Stein geworden.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Ueberſetzers 5

Gedichte.

I. Auf Italien 17
II. Auf Dante's Monument, das man in Florenz zu errichten gedachte 21
III. An Angelo Mai 27
IV. Auf die Vermählung meiner Schweſter Paolina . . . 33
V. Auf einen Sieger im Ballonſpiel 36
VI. Brutus der Jüngere 38
VII. Im Frühling oder über die Mythen der Alten 42
VIII. Hymnus an die Patriarchen, oder von den Anfängen des Menſchengeſchlechtes 45
IX. Sapphos letzter Geſang 49
X. Die erſte Liebe 51
XI. Der einſame Sperling 55
XII. Das Unendliche 57
XIII. Feiertagsabend . . . . . —
XIV. An den Mond 59
XV. Der Traum . . . . . —
XVI. Das einſame Leben 63
XVII. Conſalvo 66
XVIII. An die Geliebte 71
XIX. An den Grafen Carlo Pepoli 73
XX. Das Wiedererwachen 79
XXI. An Silvia 83
XXII. Erinnerungen 85
XXIII. Nachtgeſang eines Hirten in Aſien 91

		Seite
XXIV.	Ruhe nach dem Gewitter	95
XXV.	Sonnabend im Dorfe	97
XXVI.	Der herrſchende Gedanke	99
XXVII.	Liebe und Tod	104
XXVIII.	Auf ſich ſelbſt	108
XXIX.	Aſpaſia	109
XXX.	Auf das Basrelief eines antiken Grabdenkmals, welches eine Jungfrau vorſtellt, die in der Geſtalt einer Scheidenden von den Ihrigen Abſchied nimmt	112
XXXI.	Auf das Bild eines ſchönen Weibes, das auf dem Grabmale deſſelben ausgemeißelt war	116
XXXII.	Palinodie an den Marcheſe Gino Capponi	118
XXXIII.	Mondesuntergang	127
XXXIV.	Der Ginſter oder die Blume der Wüſte	129
XXXV.	Abſchied	139
XXXVI.	Fragment	140

Druck vom Bibliographiſchen Inſtitut (M. Meyer) in Hildburghauſen.